4
4. JANUARHEFT 1967

ZB ZEIT IM BILD

UM DEN THRON DES PASCHAS

Ein neuer Beitrag von Zoodirektor Professor Dr. Ullrich

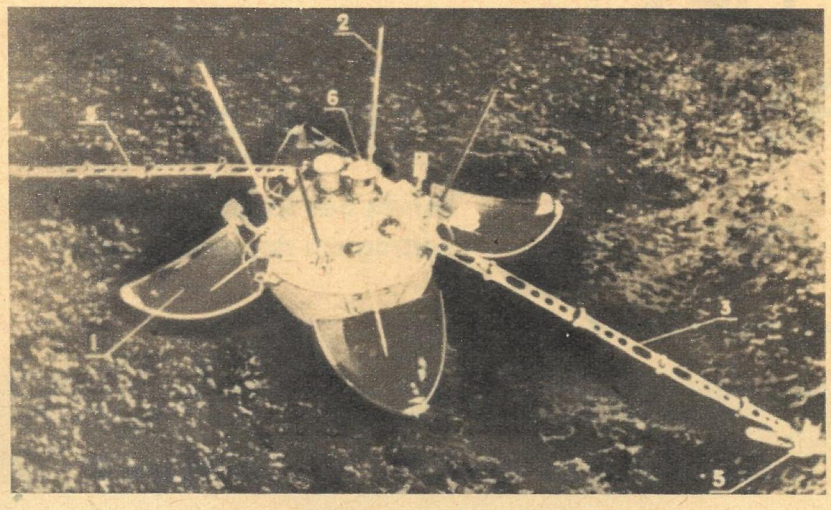
DIE ENTSCHEIDUNG DER SISAKA KUNITA

Bericht aus Japan über einen Vertrag mit doppeltem Boden

0,30 MDN

Darf's für ein paar Millionen mehr sein? (Seiten 12/13)

Foto V. Billeb



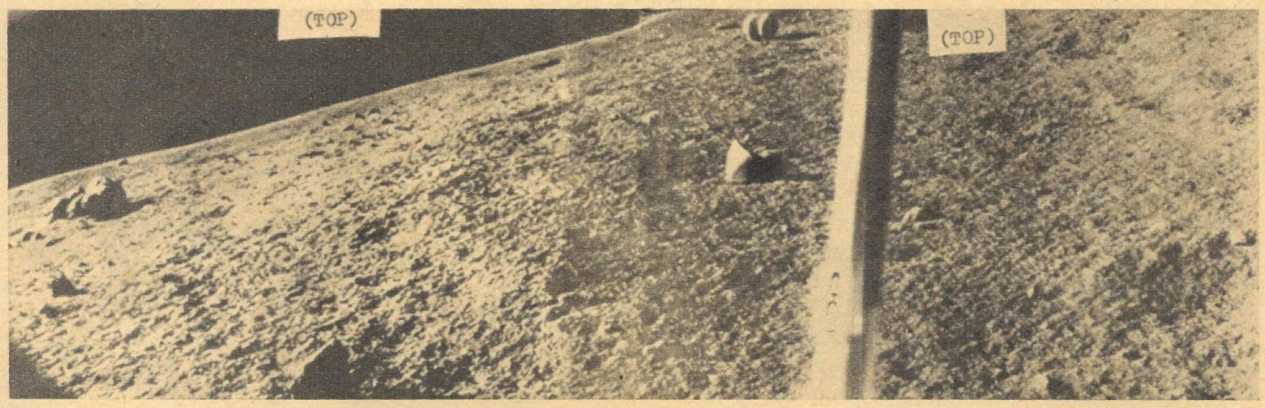
Astronautik, Sowjetunion:

Weihnachtsgrüße für Frau Luna

Genau am 24. Dezember, 19.01 Uhr MEZ landete nach einem 80-Stunden-Flug Luna 13 weich im Gebiet des Meeres der Stürme. Am nächsten Tag begann die Mondsonde auf einen Funkbefehl Bilder und wissenschaftliche Daten zur Erde zu senden. Mit Luna 13 ist die zweite automatische sowjetische Station auf dem Mond niedergegangen.

Überhaupt scheint es angebracht, die Mondausflüge der Luna-Familie statistisch zu betrachten. Luna 1, im Januar 1959 aufgelassen, verfehlte noch den Mond und wurde zum künstlichen Sonnentrabanten, im September des gleichen Jahres schlug Luna 2 auf dem Mond auf. Die Rückseite des Erdtrabanten fotografierte Luna 3 im Oktober 1959. Mit Luna 4 begannen die Vorbereitungen für eine weiche Mondlandung, die ja bekanntlich für die weitere Erschließung des interplanetaren Raums von größter Bedeutung ist. Am 3. Februar 1966 vollzog Luna 9 die erste weiche Mondlandung, Luna 10 wurde der erste künstliche Trabant des Mondes.

Auf dem Foto der sowjetischen automatischen Mondstation Luna 13 erkennen wir folgende Einzelheiten: 1 – schalenförmige Antennen, 2 – Antennen, 3 – Klapparme für die Instrumente zur Bodenuntersuchung (4) und zur Untersuchung der Strahlungsdichte (5), 6 – Fernsehkameras. Das andere Bild zeigt die von der Station fotografierte Mondoberfläche. Luna 13 setzte an einem Punkt mit den Mondkoordinaten 18 Grad 52 Minuten nördlicher Breite und 62 Grad 03 Minuten westlicher Länge auf.



„Bild"-Chef hat nichts zu befürchten

Feder und Knüppel – Geist vom Geiste

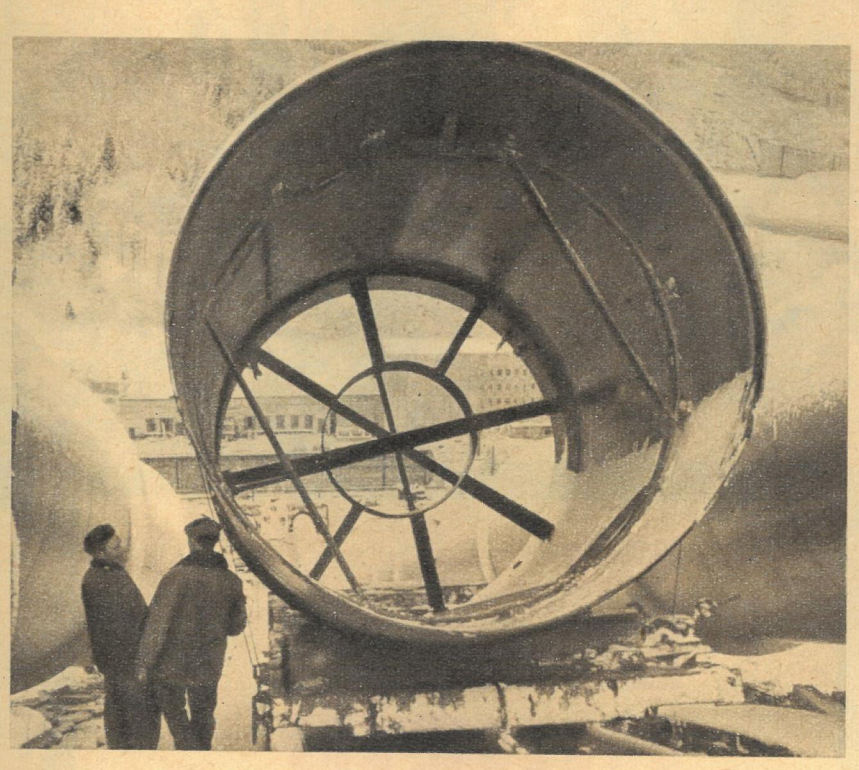
Haben sie randaliert, Passanten angepöbelt oder in trunkenem Zustand die Straßen unsicher gemacht? Bei der Bezeichnung „Krawall-Studenten" wäre es durchaus anzunehmen. Doch das wäre „Bild" sicher nicht eine solche Schlagzeile wert. Der Grund lag woanders. Westberliner Bürger waren auf die Straße gegangen, um ihren Abscheu vor dem bestialischen Wüten amerikanischer Söldner in Vietnam zu bekunden. Damit nahmen sie ein demokratisches Recht der Meinungsäußerung in Anspruch. Von ihren uniformierten „Gesetzeshütern" wurde die Demonstration auseinandergetrieben.

Gegen diesen Willkürakt wandten sich Studenten, deren Aufmerksamkeit und Denken nicht nur der Wissenschaft, sondern ebenso dem Leben um sie herum gilt. Ihr „Protestspaziergang" war den Bütteln Grund genug, abermals einzugreifen und 86 Kommilitonen festzunehmen und in Polizeifahrzeugen abzutransportieren. Die Springer-Presse zollte dieser Vergewaltigung der Gesetzlichkeit mit ihren Mitteln fleißig Beifall. Formal-juristisch hätte der „Bild"-Chef mit 86 Klageschriften rechnen müssen. Immerhin waren in seinem Blatt junge Menschen öffentlich verleumdet und beschimpft worden. Doch welches Gericht sollte diesen Mann belangen, wo sich Knüppel und Feder so offensichtlich einig sind, ja, in gewisser Wechselwirkung stehen. Die regierungstreue Journaille hetzt gegen jede demokratische Kritik an der offiziellen Politik und stempelt den Kritiker zum Unruhestifter. Und Dünsings Knüppelgarde will die lästigen Stimmen zum Schweigen bringen.

Nun gibt es aber heutzutage kaum ein Land mehr, in dem nicht gerecht und human denkende Menschen die USA-Aggression verurteilen. Auch Westberlin macht keine Ausnahme. Für eine Ausstellung von Schülerarbeiten fertigte ein Friedenauer Oberschüler eine Montage an, die seinen Abscheu vor der amerikanischen Intervention am Mekong ausdrückt. Trotz Propaganda von „Bild" und Blättern ihres Schlages.

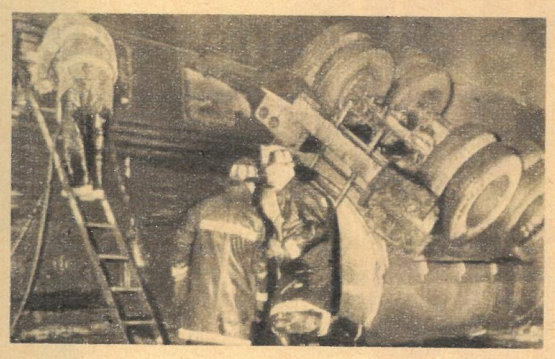
Der „Ständige Ausschuß für Frieden, nationale und internationale Verständigung" organisierte mit vielen Helfern eine Solidaritätsaktion für das kämpfende vietnamesische Volk. Der Vorsitzende, Dr. Hans Sakander, übergab eine Spende der Westberliner Bevölkerung von 30000 Mark im Dezember vorigen Jahres an den Leiter der Ständigen Vertretung der Nationalen Befreiungsfront Südvietnams, Duong Duh Thao, in der DDR-Hauptstadt.

cck



◀ Mit dem Füllen der Staubecken im Pumpspeicherwerk Wendefurt soll am 20. Februar und 1. März begonnen werden. Die letzten Rohrleitungen wurden vor Jahreswechsel montiert.

Neujahrsgeschenk für Moskaus Gäste. Der Westflügel des Hotels Rossija wurde mit 519 Zimmern fertiggestellt.
▼



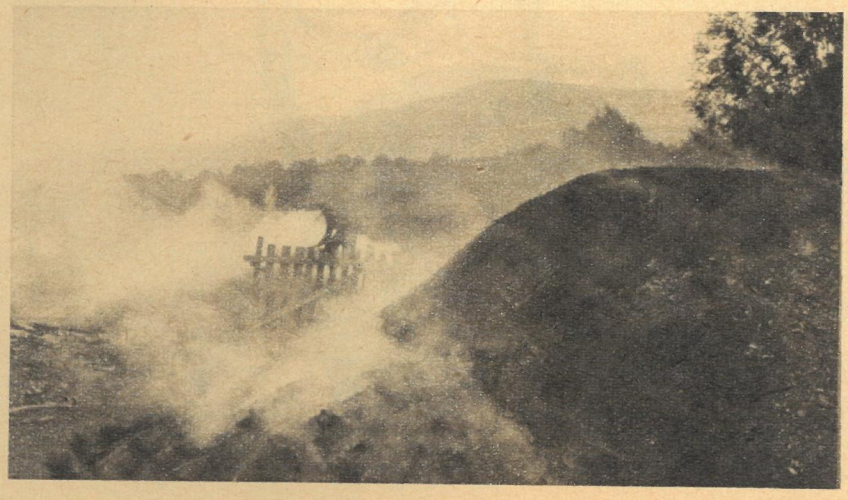
◀ Ein Tanklastzug explodierte, als er mit einem Triebwagen zusammenstieß. Das Unglück in Everett, USA-Staat Massachusetts, forderte elf Menschenleben.

Fotos: Zentralbild, Henschel (1)

Dem Folklore-Sänger Pete Seeger überreichte Schauspieler Hans-Peter Minetti die Friedensmedaille. Mit seinen Liedern und Songs kämpft der amerikanische Künstler gegen Krieg und Rassendiskriminierung, für Frieden und Völkerfreundschaft. Er gastierte im Berliner Hootenanny-Club und in der Volksbühne. Der Fernsehfunk zeichnete einige seiner Vorträge auf.
▼

Schick für den Sommer mit OLUBA-Modellen. Der VEB Strickwaren Oberlungwitz, bisher durch Goldfisch-Erzeugnisse bekannt, stellt sein neues Firmenzeichen und Urlaubskleidung für 1967 vor.
▼

In den Wäldern von Bieszczady verglimmt Holz, in Meiler geschichtet und mit Torf und Sand abgedeckt, zu Holzkohle. Sie wird in der polnischen Industrie gebraucht und ersetzt bisher nötige Importe.
▼



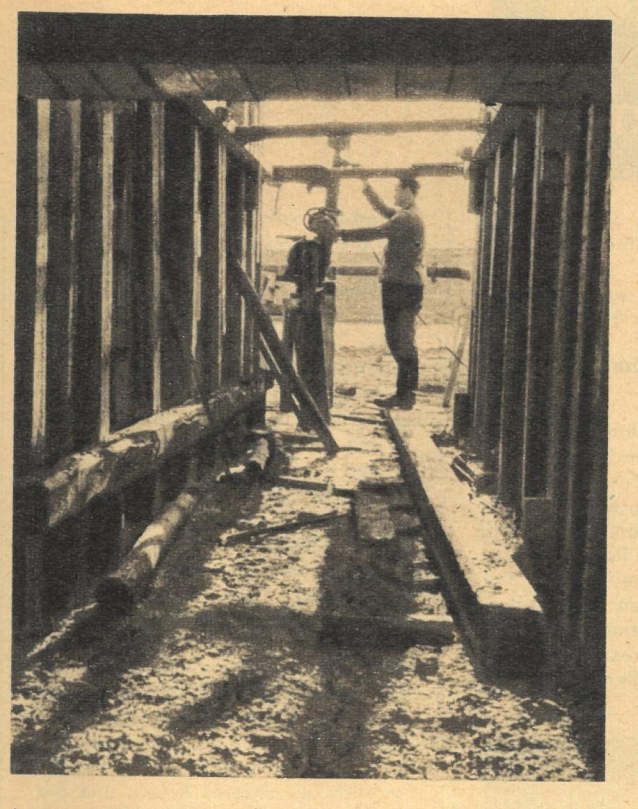
▲ Bobby Moore (rechts), Kapitän des Fußballweltmeisters, wurde von der Königin zum „Offizier des Britischen Empire" ernannt, Cheftrainer Alf Ramsey zum Ritter geschlagen.

Mit fünf Millionen versichert:

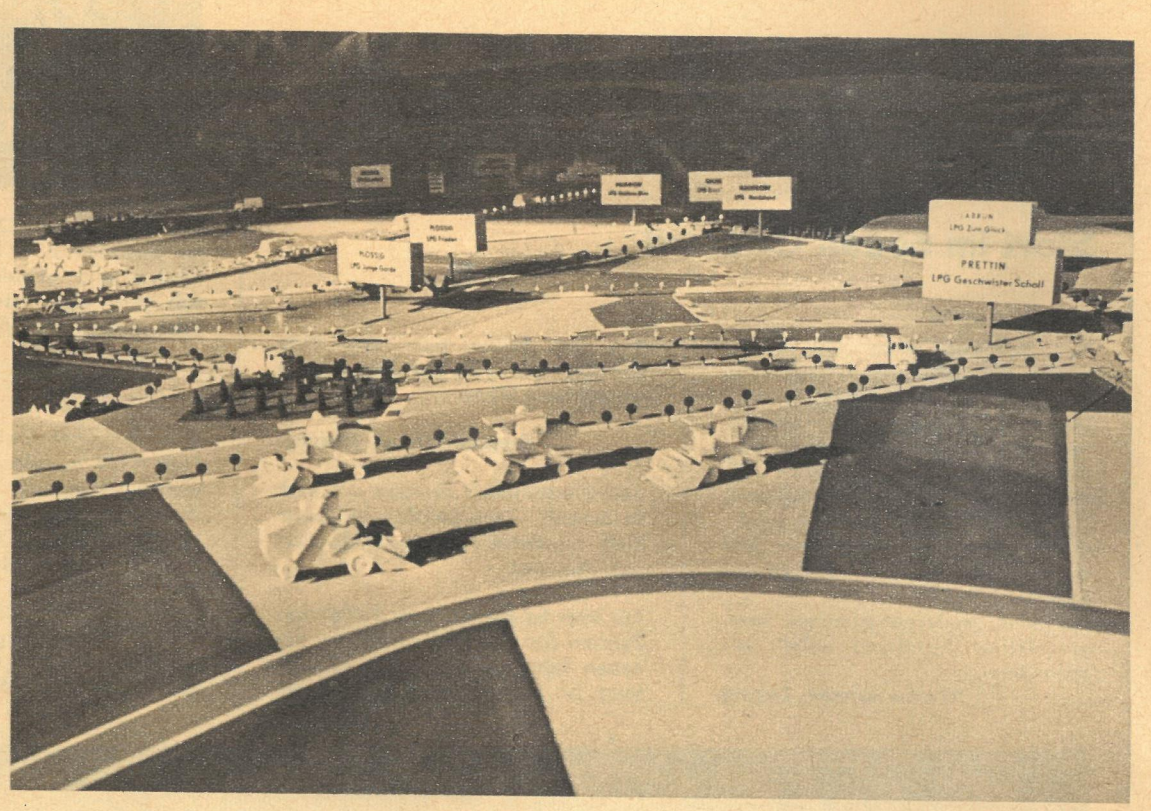
Ein König auf Reisen

Im Ägyptischen Archäologischen Museum Kairo bereiteten französische und einheimische Fachleute mit großer Sorgfalt und unter besonderem Polizeischutz 45 Meisterwerke vergangener Jahrtausende für eine weite Reise vor. Ihr Ziel – Paris. Präsident de Gaulle und Kulturminister der VAR, Dr. Sarwat O Kasha, eröffneten in der französischen Hauptstadt eine Ausstellung, in der die Kunstfreunde des Landes die goldene Maske des Tut-ench-Amun (Bild oben), seinen goldenen Dolch, eine granitene und eine lebensgroße Statue aus Gold, Halsketten, Ohrgehänge und andere Kostbarkeiten bewundern können. Der wertvolle Schatz aus nubischen Grabmälern wurde mit fünf Millionen ägyptischer Pfund versichert. Die Pariser Ausstellung ist die erste ihrer Art in Europa. Bisher wurden solche Veranstaltungen nur in den USA, in Kanada und Japan organisiert.

Blas-musik und nasse Füße



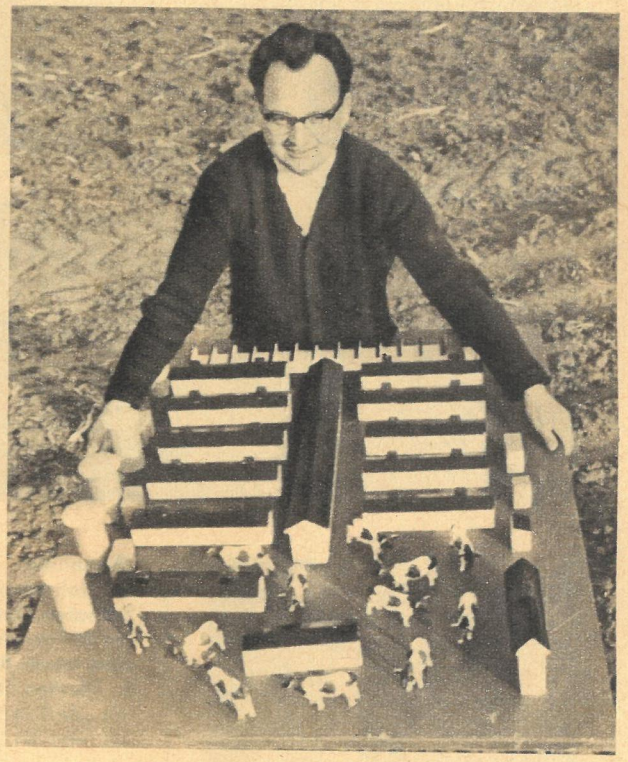
Jetzt endlich können 729 Hektar feuchte Wiesen trockengelegt werden. Die Zeit der nassen Füße ist bald vorbei. Dafür entsteht hier ein Jungviehkombinat für 2000 Rinder. Die spezialisierte Produktion erfordert weniger Arbeitsaufwand und läßt mehr Zeit auch für kulturelle Betätigung.



Mit diesem Modell ihrer schöner werdenden Heimat fuhren die Jugendlichen des Kooperativs zur Leipziger Messe der Meister von morgen. Inzwischen beschlossen der Kooperativrat und die Gemeindevertretungen in Vorbereitung des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution eine gemeinsame Konzeption, die auch das geistig-kulturelle Leben der zwölf Gemeinden „unter einen Hut" bringt.

Die Blaskapelle kann durch die neuen Methoden der landwirtschaftlichen Produktion mehr Zeit und Geld zu ihrer Qualifizierung erhalten. Das Wittenberger Theater, die Musikschule Jessen und gute Orchester werden ihr und den vereinigten Chören helfen. Auch die zwei noch einzeln wirtschaftenden Kabarettgruppen sollen sich zusammenschließen, ebenso die beiden Laienspielgruppen zu einem leistungsfähigen Laientheater.

Bildbericht: Helmut Raddatz



Das Rinderkombinat – heute noch Modell, morgen ermöglicht es auch so umfangreiche und kostspielige Maßnahmen wie den Ausbau der Kiesgrube Trettin zum Naherholungszentrum. Ein geradezu klassisches Beispiel der Wechselwirkung Ökonomie-Kultur.

Feierabend – Mechaniker Heinz Köppe vom Reparaturstützpunkt Plossig legt den Schraubenschlüssel beiseite und betrachtet noch einmal die „kranken Kinder" des LPG-Maschinenparks. Die Arbeit auf solchen Feldern (und die Straßen sind auch nicht viel besser) hat ihre Spuren hinterlassen. „Aber das kriegen wir schon wieder hin", brummt er abschließend und wandert heimwärts zur wohlverdienten Ruhe. Ruhe? Kaum zu Hause, sitzt er wieder über Mechaniken,, prüft Ventile, bloß diesmal nicht an Motoren, sondern an Trompeten, Hörnern, Tuba. Heinz Köppe leitet die Blaskapelle in Plossig und hat Männer mit Puste um sich geschart. Sie haben eine Feierabendbeschäftigung, von der (im Bedarfsfalle) das ganze Dorf profitiert.

Nun sind Dorfkapellen, Laiensänger und -schauspieler ja wirklich nichts Neues, heutzutage gibt's auch in fast jedem Dorf einen Fotozirkel. Aber eben hier einen und da einen und im nächsten Ort wieder einen, und jeder kam nur so weit, wie er das aus eigenen Kräften schaffte. Früher oder später ging ihm die Puste aus – oder das Geld, das bei der ganzen Kulturarbeit eben doch eine nicht ganz unerhebliche Rolle spielt.

Da hatte man in Plossig und Umgegend nach dem ersten klugen Gedanken gleich den zweiten: Der erste betraf natürlich die Hauptarbeit, also die landwirtschaftliche Produktion, und als sein Ergebnis schlossen sich die LPG der Städte Annaburg und Prettin und der Landgemeinden Bethau, Gerbisbach, Gorsdorf, Groß-Naundorf, Hemsendorf, Hohnsdorf, Labrun, Lebin, Plossig und Schöneiche zu einem Kooperativ zusammen. Annähernd 1300 Mitglieder bewirtschaften fast 9000 Hektar, das ist mehr als ein Viertel dieses Cottbuser Kreises. Ganz logisch schloß sich der zweite Gedanke an: die ungeahnten Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, auch für die kulturelle Arbeit zu erschließen. Auch da wird keiner mehr im eigenen Saft schmoren; der Nutzen der gemeinsamen Arbeit wird allen zugute kommen.

Start im neuen Gewand

Nun sind also schon einige Ausgaben des Jahres 1967 erschienen, und nicht nur der Umfang, sondern auch die Gestaltung der zb hat sich verändert. Verständlich, daß die Umstellung viele unserer Leser anregte, ihre Meinung zu schreiben. Einige kurze Auszüge, bunt durcheinandergewürfelt, sollen ein Bild davon geben, wie die neue zb ankommt:
Die neue, moderner wirkende typographische Gestaltung gefällt mir besonders.

Werner Knoche, Leipzig

nun vier Seiten mehr hat. Bitte schreiben Sie recht viel über fremde Länder und Sitten.

Irmgard Hinkel, Dresden

Selbstverständlich bringen wir auch in Zukunft – wie üblich – in jedem Heft mindestens einen Bildbericht vom Ausland.

Für mich ist die Nummer 1/1967 das Zeichen für einen guten Beginn des neuen Jahres gewesen. Die Gestaltung ist besser geworden. Besonders interessiert nahm ich den 1. Teil des Sportberichtes auf. Sehr gut sind die „Nebensächlichkeiten" der großen Ereignisse dargestellt.

Günter Brackmann, Dresden

Ich begrüße die hinzukommenden verschiedenen Themen und daß Professor Dr. Wolfgang Ullrich der „Zeit im Bild" weiterhin treu bleibt. Besonders gefällt mir, daß das „Ding mit Pfiff" niveauvoller geworden ist. Es war für mich immer das Haar in der Suppe.

Klara Lemke, Berlin

Seit vierzehn Tagen freute ich mich schon auf die Neugestaltung der Zeitschrift. Meine Freude übertrifft alle Erwartungen.

Frida Hutfilz, Struwenberg, Post Niederfinow

Die Ausgabe mit 24 Seiten gefällt mir bestens. zb ist interessant, ausführlich und aktuell, so wie man sich eine Illustrierte wünscht. Und alles nach wie vor für 0,30 MDN.

H. Czolbe, Schwedt

Was Ihr Chefredakteur im ersten Heft 1967 ausplauderte, läßt fürwahr hoffen, und die Gestaltung dieser Ausgabe zeigte, daß dem Wort die Tat auf dem Fuße folgt. Auch eine Leserseite findet sich dabei. Ich möchte für mehr Platz dafür plädieren. Wir sollten Lenins Ratschlag niemals vergessen, daß unsere sozialistische Presse ihre Aufgaben nur dann erfüllen kann, wenn die Redaktionen viele ehrenamtliche Mitarbeiter um sich scharen. So wie in unserer Republik alle unsere Menschen aufgerufen sind, mitzuarbeiten, mitzuplanen und mitzuregieren, müßte es auch in jeder Zeitung und Zeitschrift als Spiegelbild zum Ausdruck kommen. Ich wünsche mir für 1967 viele interessante Leserbriefe im bunten Reigen der Zeitschrift eingeflochten, dabei sollten die begonnenen Problemdiskussionen den redaktionellen Arbeiten schneller folgen, sie bereichern und fortsetzen.

Ernst Draheim, Greiz

Natürlich sind uns mit der erhöhten Seitenzahl auch wieder neue Möglichkeiten gegeben, unsere Leser mehr in die Arbeit einzubeziehen. Der Kontakt zwischen Lesern und Redaktion soll sich noch enger gestalten. In fast jedem Heft werden wir im Wechsel eine der drei Rubriken bringen: Diskussion – Leserdiskussion zu jeweils einem Problem; Meinungen – als vielfältige Leserbriefseite. Dazu gehören Meinungen und Ergänzungen zu unseren Beiträgen, aber auch Ihre Schilderungen aus dem Alltag, wobei das persönliche Erleben im Betrieb, im Wohngebiet und in der Familie im Vordergrund steht. Weiterhin bringen wir die Leserseite „Anfragen". Damit wird die schon seit langem bestehende kleine Rubrik „zb-Auskunft" stark vergrößert, und wir wollen gern unter anderem auch Fragen, die Ihnen vielleicht beim Lesen des einen oder anderen Beitrags einfielen oder die Ihrer Ansicht nach offen blieben, klären. Außerdem würden wir uns freuen, ständig recht viele Informationen von Ihnen zu bekommen, die sich als Bildnachrichten oder größere Beiträge ausbauen lassen. Selbstverständlich erhalten Sie bei Auswertung Ihres Vorschlages ein Ideenhonorar. Wenn auch viele Ihrer Gedanken und Vorschläge den einzelnen Abteilungen der Redaktion nur zur Information dienen werden und sich nicht immer unmittelbar in der Zeitung widerspiegeln, so helfen diese uns doch ganz wesentlich bei unserer Arbeit, und Sie werden damit zum Mitgestalter unserer „Zeit im Bild".

Ihre Leserbriefredaktion

Demnächst in zb: Anläßlich des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution eine Serie Bildberichte aus der Sowjetunion. Foto oben: das neue RGW-Gebäude in Moskau. Über seine Erfahrungen als „Arzt in fernen Ländern" berichtet Herr Dr. Langer (links).

Dein neues Gewand ist – zumindest vom Titelbild her – als Neujahrsgruß recht bescheiden gewesen. Gibt es denn nichts Originelles, Schönes, Stimmungsvolles oder Besinnliches? In dem bewegten Leben der zb hat es schon ein besseres Niveau gegeben als das jetzige. In der Hoffnung, daß die Redakteure hin und wieder eine Rosine mit hineinbacken, will ich Dich, liebe zb, als geistige Kost auf meinem Speisezettel weiterführen.

Lisa Zeller, Waldheim

Wir freuen uns – wie sicher alle Leser – sehr, daß Ihre Zeitschrift

Fotos: Schrader, APN
Zeichnung: Immisch

zb Nr. 52/1966

9 ganz spezielle Wünsche für das neue Jahr

äußerte unser Zeichner Theo Immisch auf der Humorseite des Heftes 52/1966. Einer davon war dieser:

Dem Handel mehr Kondition zum Schritthalten mit „Sibylle"

Beide reagierten. Sowohl „Sibylle" als auch der Handel.

Liebe Kollegen, lieber Theo Immisch!
SIBYLLE dankt Ihnen sehr herzlich für die humorvolle Unterstützung beim großen Rennen um die Mode. Wir haben uns zugleich sehr über die kollegiale Anerkennung unserer Arbeit gefreut.

Margot Pfannstiel, Chefredakteurin

10. Neujahrswunsch des Direktors aus dem Handel: Redakteure mit ökonomischem Verständnis.

Direktor Schwarze, HO Industriewaren Rostock

„Dieser Tage sind wir für den Sommer in die Berge übergesiedelt, in das Dorf Poronin, 7 km von Zakopane. Der Ort liegt im Vorgebirge der Tatra, 6 - 8 Eisenbahnstunden südlich von Krakau ..."

Aus einem Brief Lenins vom Mai 1913

„Wir erstiegen häufig ein Hochplateau, das bei unserem Hause anfing, und genossen die Aussicht auf die schneebedeckten Tatragipfel. Wie herrlich waren sie!"

Aus den Erinnerungen von Lenins Frau Nadeshda Krupskaja

Der Beamte hinter der wurmstichigen Schranke der k. u. k. österreichischen Polizeidirektion in Krakau schielt mißmutig aus den Augenwinkeln auf den kleinen bärtigen Mann in Gehrock und Weste, der am tintenverklecksten Stehpult gelassen den vorgeschriebenen Meldeschein ausfüllt. Also wieder einer mehr dieser verdächtigen russischen Emigranten hier im polnisch-galizischen Grenzgebiet! Als ob man als österreichische Behörde nicht schon genug Ärger mit den hiesigen polnischen Untertanen hätte ...
Vor dem Bild Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. an der Wand summt schläfrig eine Fliege. Die Feder des Fremden gleitet mit leisem Kratzen über das Papier des Fragebogens.

Hausnummer: 218

Straße: Zwierzyniec

Ankunftstag: 4. Juli 1912

Vorname, Familienname und Alter: Wladimir Uljanow, 42 Jahre

Beruf oder Beschäftigung: Schriftsteller

Geburtsort: Simbirsk / Rußland

Zugehörigkeit zu Gemeinde oder Land: Russe

Woher jetzt angekommen: Paris / Frankreich

Namen der begleitenden Frau und Kinder: Frau Naderida Uljanow, Schwiegermutter Elisabeth Krupski

Längst hat der gutgekleidete Fremde nach beendeter Anmeldeprozedur mit höflichem Gruß die Kanzlei verlassen, als der k. u. k. Beamte immer noch seinem trüben polizeilichen Sinnieren nachhängt: Sieht zwar nicht aus wie ein Bombenleger, jener Herr, aber weiß man, ob er dafür nicht gar ein Spion des Zaren ist? Man wird ja eines Tages sehen ...

Der „Krakauer Stützpunkt"

Wladimir Iljitsch Uljanow, den die Welt unter seinem Parteinamen Lenin kennt, hatte in diesen frühen Sommertagen des Jahres 1912 seinen Wohnsitz von Paris nach Krakau auf Anraten der Partei verlegt. „Sie fragen, weshalb ich in Österreich bin", schrieb er im August an Maxim Gorki. „Das Zentralkomitee hat sein Büro nach hier verlegt (das bleibt unter uns): die Grenze ist nahe, wir nutzen sie aus, es ist näher nach Petersburg, in zwei Tagen haben wir die Zeitungen von dort, für die dortigen Zeitungen zu schreiben ist unvergleichlich leichter geworden, die Zusammenarbeit klappt besser."
In Rußland hatte sich nach der Niederlage der Revolution von 1905 und nach den folgenden Jahren schärfster Reaktion ein neuer revolutionärer Aufschwung angebahnt. Ein halbes Jahr vor der Ankunft Lenins in Krakau war auf der Prager Parteikonferenz der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands der endgültige Bruch mit den Opportunisten, den Menschewiki, vollzogen worden. Mit diesem historischen Schritt, der nach jahrelangem und zähem innerparteilichen Kampf auch einen persönlichen Triumph Lenins bedeutete, wurde eine der wichtigsten Voraussetzungen für den späteren Oktobersieg der russischen Arbeiter unter Führung der Bolschewiki geschaffen. Unter diesen günstigen Aspekten galt es jetzt, legale und illegale Methoden der Parteiarbeit geschickt zu verbinden, die Mehrheit der Arbeiterklasse Rußlands zu erobern und das Fundament einer bolschewistischen Massenpartei zu legen.
So standen also die Dinge, als Lenin mit seiner Familie im frühen Sommer 1912 nach Krakau, in die unmittelbare Nähe der russischen Grenze, übersiedelte. Die Zeit war reif, von hier aus festere Verbindungen mit den Genossen in der Heimat herzustellen und die direkte Anleitung der bolschewistischen Duma-Fraktion und der Redaktion der seit Mai 1912 in Petersburg erscheinenden „Prawda" zu verbessern. Bereits ein halbes Jahr später – nachdem im Dezember in Lenins Krakauer Wohnung eine geheime Beratung des ZK mit Parteifunktionären (aus konspirativen Gründen als „Februarberatung" bezeichnet) erfolgreich abgeschlossen war – konnte Lenin in einem Brief an Maxim Gorki mit Befriedigung feststellen: „Der Krakauer Stützpunkt hat sich als nützlich erwiesen: unsere Übersiedlung nach Krakau hat sich (vom Standpunkt der Sache) vollauf ‚bezahlt' gemacht." Und gleich darauf ein ärgerlicher Stoßseufzer: „Ach, es fehlt an Geld, sonst würden wir aus dem hiesigen Stützpunkt der Teufel weiß was machen!"

Das Haus der Theresa Skupien

Trotz aller Schwierigkeiten des Exils, trotz Geldmangels und polizeilicher Überwachung – es ging gut voran. Bald spannen sich tausend Fäden von Lenins „Hauptquartier", der Zweizimmerwohnung in Krakau, hinüber ins Zarenreich. Die Uljanows waren übrigens im Herbst 1912 in eine näher am Bahnhof gelegene Wohnung gezogen, denn Lenin stand täglich bei Abfahrt und Ankunft der Fernzüge auf dem Bahnsteig, um Briefe und Zeitungen bereits am Postwagen durchzusehen. Es wäre ihm fast unmöglich gewesen, das Übermaß an Arbeit zu bewältigen, wenn ihm nicht seine Lebensgefährtin Nadeshda Krupskaja bei allem eine unermüdliche Helferin gewesen wäre: Sie führte einen Teil seiner umfangreichen Korrespondenz, gab verschlüsselte Instruktionen weiter und organisierte die sichere Unterbringung an- und abreisender Genossen und Verbindungsleute.
So war es ein doppelt schwerer Schlag für Wladimir Iljitsch, als sich im Winter 1912/13 bei seiner Frau Symptome einer ernsten Erkrankung bemerkbar machten. Befreundete Ärzte, die Nadeshda untersuchten, stellten ein Schilddrüsenleiden fest. Sie rieten ihr dringend, zumindest den Sommer in den nahen, höher gelegenen Bergen der polnischen Tatra zu verbringen. Anfang Mai 1913 reisten deshalb die Uljanows in das Goralendorf Bialy Dunajec bei Zakopane, benannt nach einem gleichnamigen Gebirgsflüßchen. Sie hatten dort ein nach Goralenart gebautes Holzhaus gemietet – „es ist riesig, viel zu groß", schrieb Lenin halb scherzend –, das der Witwe Theresa Skupien gehörte.
„Der Ort hier ist wundervoll", teilte Lenin nach einigen Tagen seiner Schwester Maria nach Rußland mit. „Herrliche Luft – etwa 700 Meter hoch. Die Bevölkerung besteht aus polnischen Bauern, genannt ‚Goralen' (Bergbewohnern), mit denen ich mich in einem unwahrscheinlich gebrochenen Polnisch verständige ... Das Dorf ist fast von russischem Typ. Strohdächer und Armut. Frauen und Kinder barfüßig ... Das Dorf ist kein Kurort (Zakopane ist Kurort) und daher sehr ruhig ... Wir führen hier ein ländliches Leben, stehen früh auf und gehen fast mit den Hühnern schlafen."

Arbeitspause in der Sommerfrische, Urlaubsidyll durch den Zwang der Umstände? Schon der bloße Gedanke wäre Lenin absurd erschienen. Zwangsläufig wurde das stille, behagliche Holzhaus in dem abgelegenen Dörfchen Galiziens für die nächsten Monate zum Generalstabsquartier der zukünftigen russischen Revolution ...
Gewiß – „die Verbindung sowohl nach Rußland als auch nach Europa geht über Krakau. Etwas weiter von Rußland entfernt – aber da ist nichts zu machen." So schrieb Lenin anfangs etwas resigniert an seine Schwester. Aber andererseits war die konspirative Tarnung der Arbeit hier in mancher Weise besser durchzuführen als in dem von österreichischen Polizisten und Geheimagenten des Zaren wimmelnden Krakau. Warum sollte ein erholungsuchender ausländischer Schriftsteller, der, wie man von ihm erfahren konnte, die Agrarprobleme Galiziens und die polnische Sprache studieren wollte, nicht hier in Muße seinem schreibenden Beruf nachgehen? Warum sollte er nicht des öfteren auch Freunde aus Krakau oder gar aus dem Ausland bei sich zu Gast haben, zu regem geistigen Austausch? Und war es außerdem verwunderlich, daß solch ein Mann viel Post empfing, Unmengen von Briefen und Zeitungen aus allen möglichen Ländern? Daß er selbst stapelweise Briefe mit dicken Manuskripten schrieb und – offenbar im Interesse seiner Gesundheit – Tag für Tag den kurzen Fußmarsch von Bialy Dunajec zum nächsten Postamt und Bahnhof im Nachbarort Poronin* nicht scheute?
Die Einheimischen von Bialy Dunajec und Poronin hatten sich bald an den fremden Sommergast aus Rußland gewöhnt. Er lebte mit seiner Familie im übrigen sehr bescheiden und zurückgezogen. Soweit sich Lenin Freizeit gönnte, unternahm er seine geliebten Fahrradtouren und Spaziergänge in die reizvolle nahe Umgebung des Goralendorfes, aber auch manchen größeren Ausflug von Zakopane aus in die schweigende Welt des Hochgebirges. Es müssen trotz der riesigen Belastung, die ihm seine revolutionäre Führerrolle unter den besonderen Verhältnissen jener Jahre auferlegte, glückliche Tage in Bialy Dunajec gewesen sein ...

Ein Parteitag, der nie stattfand

Bevor die Familie Uljanow nach fünf Monaten – Ende Oktober 1913 – nach Krakau zurückkehrte, fand im „Landhaus" von Bialy Dunajec jene achttägige Beratung des Zentralkomitees der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands mit Parteifunktionären statt, die unter ihrer Tarnbezeichnung „Sommerberatung" oder „Beratung von Poronin" in die Geschichte eingegangen ist. Die Konferenz, zu der u. a. Vertreter der bolschewistischen Duma-Fraktion, der „Prawda" und der Parteiorganisationen mehrerer Industriezentren Rußlands – getarnt als Touristen – nach Bialy Dunajec kamen, wurde von Lenin geleitet. Er hielt auch das Referat zur nationalen Frage. Für den Sommer des nächsten Jahres, nämlich für den August 1914, wurde beschlossen, einen Parteitag nach Wien einzuberufen.
Das Frühjahr und die ersten Sommermonate vergingen für Lenin mit intensiven Vorbereitungsarbeiten für den geplanten Parteitag. Anfang Mai waren die Uljanows wie im Vorjahre wieder von Krakau nach dem liebgewordenen Bialy Dunajec übersiedelt. Da fielen am 28. Juni 1914 die Schüsse von Sara-

Bitte weiter auf Seite 20

„Wolodja (Koseform für Wladimir; d. Red.) liebt Poronin sehr, besonders gern steigt er auf die Berge", schrieb Nadeshda Krupskaja 1914 an Lenins Mutter nach Rußland. Lenins Foto aus jenen Tagen, das ihn bei einer Wanderung in der Tatra nahe Zakopane zeigt, gehört zu den seltenen privaten Bilddokumenten aus dem Leben des großen Arbeiterführers.

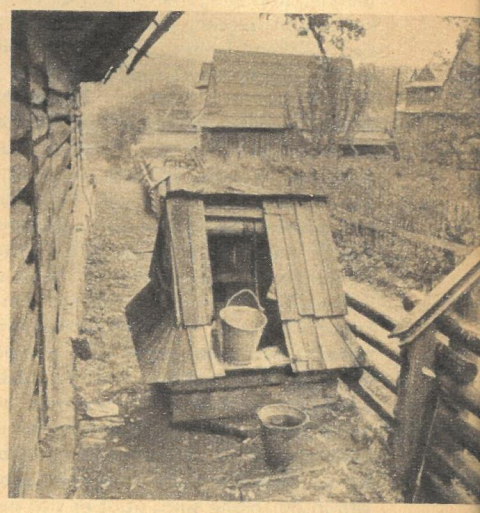
Am Collegium Novum der Krakówer Universität: Treffort Lenins mit polnischen Genossen.

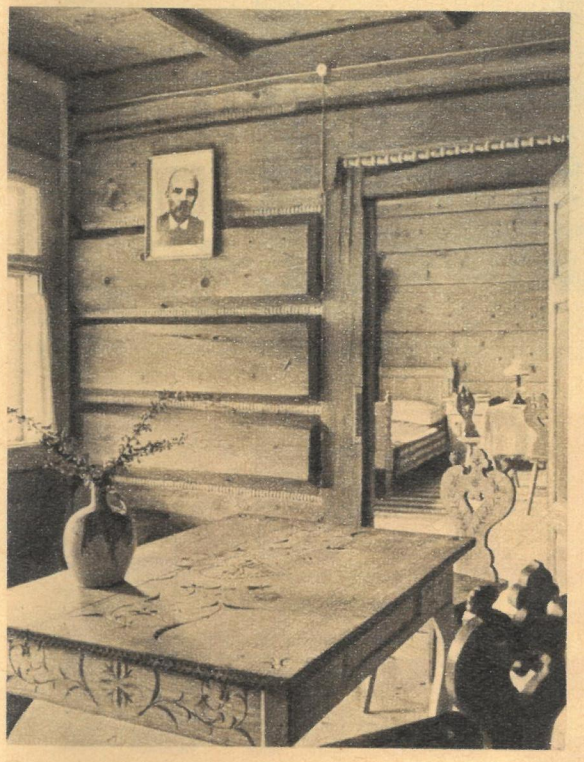
Am 21. Januar jährt sich zum 43. Male der Todestag Wladimir Iljitsch Lenins. Unsere Mitarbeiter Herbert A. Rudolf (Text) und Eberhard Buschmann (Fotos) besuchten aus diesem Anlaß Gedenkstätten an den Aufenthalt Lenins vor dem ersten Weltkrieg in Polen – in Krakau, Bialy Dunajec und Poronin.

*) In Poronin hat Lenin niemals gewohnt. Lediglich durch die Tatsache, daß der Einfachheit halber seine gesamte Post über diese Anschrift lief, ist Poronin an Stelle von Bialy Dunajec in die historische Literatur eingegangen.

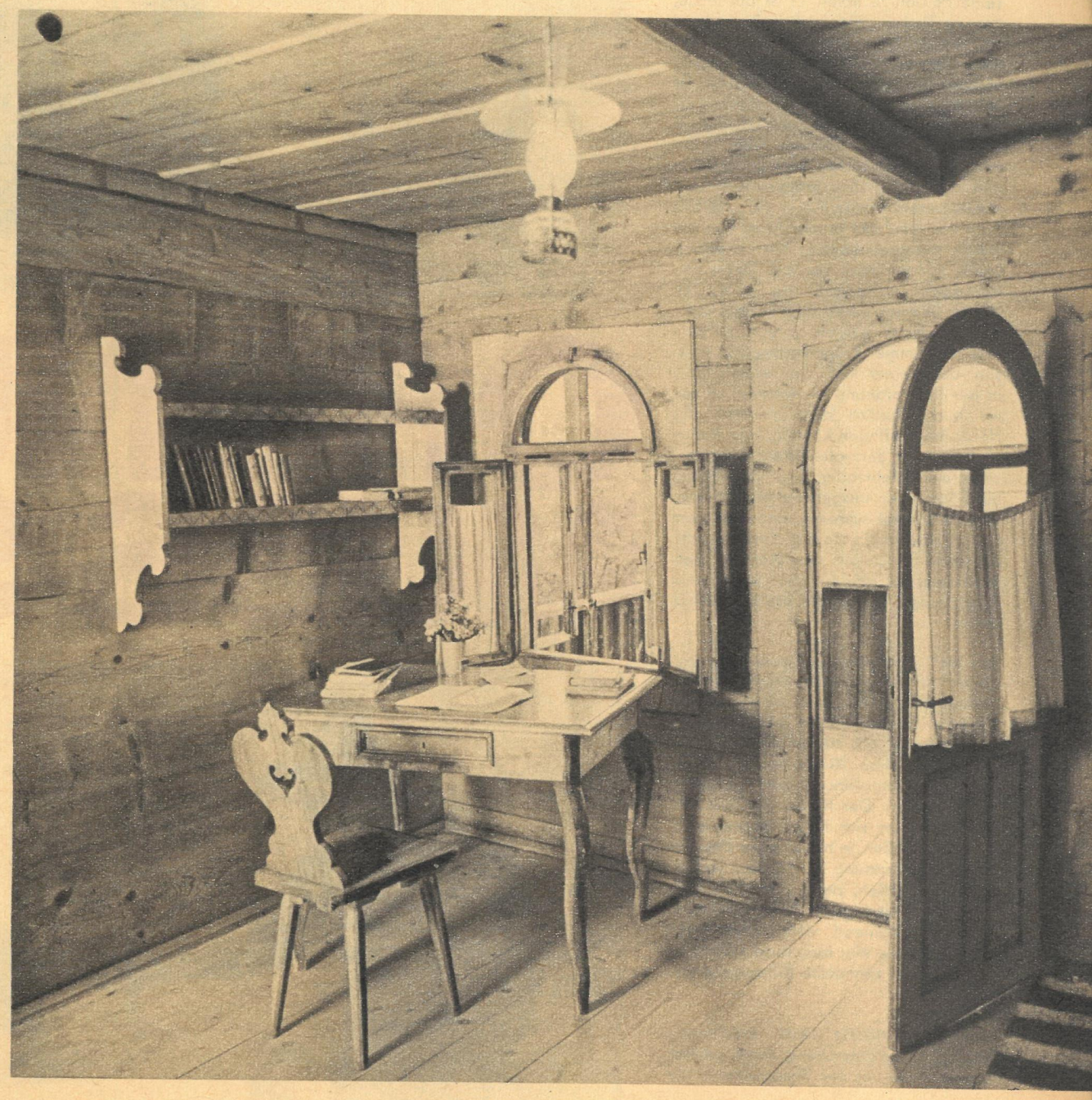
Als Museum unverändert erhalten geblieben ist das ländliche Holzhaus in den Vorbergen der polnischen Tatra, in dem Lenin mit seiner Frau und ihrer siebzigjährigen Mutter vor dem ersten Weltkrieg zwei Sommer lang gelebt hat.

Im Alltag der Familie Uljanow spielte sicher nach russischer Sitte der Samowar keine unwichtige Rolle. Nadeshda Krupskaja, Lenins Lebensgefährtin, schöpfte täglich das Wasser in dem alten Brunnen hinter dem Haus.





Blick vom Vorzimmer, das als gemeinsamer Aufenthaltsraum diente, in das Schlafzimmer des Ehepaares Uljanow. Der geschnitzte Eschenholztisch gehörte bereits zum Mobiliar, als hier im Oktober 1913 die „ZK-Beratung von Poronin" stattfand.



Lenins kleines Arbeitszimmer im ersten Stock. Während der insgesamt acht Monate, die er 1912 und 1913 in Bialy Dunajec wohnte, hat er hier zahlreiche Artikel und Schriften verfaßt, darunter die Arbeit „Über das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung".

Zoodirektor
Professor
Dr. Wolfgang Ullrich,
Dresden

WIR UND DAS TIER

ORDNUNG MUSS SEIN!

Wohin würde es denn führen, wenn unter den Mitgliedern einer Affenhorde an jedem Abend wieder neu ein heftiger Streit um den besten Platz in der Krone des Schlafbaumes entbrennt, wenn in einer Elefantenherde drei Tiere die Leitung übernehmen wollen und bei Gefahr in drei verschiedene Richtungen fliehen, wenn sich die Wölfe eines Rudels nach gemeinsamer Jagd erbitterte Kämpfe um den besten Bissen liefern? Der Zusammenhalt der Gruppe würde durch ständig aufflackernde Streitigkeiten gestört werden. Deshalb muß es auch innerhalb einer Tierherde eine Ordnung geben, die möglichst lange ihre Gültigkeit behält.

Diese Ordnung, die jedem Mitglied einer Herde seinen Platz zuweist, wird Rangordnung genannt. Sie läßt sich besonders deutlich erkennen, wenn man einer Tiergruppe Futter anbietet. Wer im zoologischen Garten die Rhesusaffen bei der Fütterung beobachtet, wird bemerken, daß einige Affen schnell zu dem Futternapf rennen, wie Diebe scheu um sich blickend einen Brocken ergreifen und in affenartiger Geschwindigkeit mit ihrer Beute den höchsten Zweig ihres Kletterbaumes erklimmen, um dort ihre Mahlzeit einzunehmen. Andere laufen langsam – man ist fast versucht zu sagen „würdevoll" – zur Futterstelle und hocken sich neben den „gedeckten Tisch", um in aller Ruhe ihre Auswahl zu treffen. Wieder andere drängen sich an den Napf heran, stopfen sich einige Handvoll Futter in die Backentaschen, treten zurück und setzen sich ein paar Meter entfernt nieder, um dort zu essen. Schließlich gibt es ganz bestimmt auch einen Affen, der aus weiter Entfernung „sehnsüchtig" zum Futternapf hinüberschaut. Solange noch andere Artgenossen in der Nähe sind, traut er sich nicht, seine Portion zu holen. Er ist der letzte, der zu Tische geht, und muß nehmen, was die anderen übriggelassen haben. Man sieht es ihm auch an, daß er nicht verwöhnt wird. Er ist mager, sein Fell ist struppig und zerzaust, sein dürrer Körper trägt die Narben von Bißwunden. Oft machen mitfühlende, aber nicht mitdenkende Besucher dem Zoodirektor den Vorwurf, er sähe tatenlos dem Leid dieses unterdrückten Tieres zu, und fordern von ihm, den armen Affen aus der Horde herauszunehmen. Mit derselben Logik könnte man von der Deutschen Reichsbahn verlangen, sie solle den letzten Wagen eines Zuges abhängen, weil der letzte Wagen schleudert. Ein Affe wird immer Prügelknabe sein müssen, denn einer muß den letzten Platz in der Rangordnung einnehmen, so wie wir auch deutlich den „Pascha" der Herde herausfinden können, den Ranghöchsten, vor dem alle Affen zurückweichen, die Affenkinder und die Mütter mit Säuglingen ausgenommen. Wenn er zum Futternapf schreitet, dann wird ihm Platz gemacht. Er besitzt das Vorrecht, die Leckerbissen aus dem Angebot herausfischen zu dürfen, und wehe dem Artgenossen, der es ihm streitig machen wollte.

Aus den geschilderten Beobachtungen, die wir am Rhesusaffengehege gemacht haben, lassen sich schon einige grundsätzliche Feststellungen ableiten. Die Rangordnung gilt anscheinend nur für erwachsene Tiere. Kinder stehen außerhalb der Rangordnung und genießen Narrenfreiheit. Der Raum, den ein Affe des Rudels um sich herum beansprucht, ist um so größer, je höher seine Position in der Rangordnung ist. An dem bedauernswerten Affen, der in der Rangordnung den niedrigsten Platz einnimmt, lassen anscheinend viele, wenn nicht alle Affen ihre Wut aus, sonst könnte er doch nicht so zahlreiche Bißwunden tragen.

Was uns vorläufig noch verschlossen bleibt, ist die Entstehung einer solchen Rangordnung. In der Rhesusaffenherde

1

2

des Dresdner Zoologischen Gartens starb vor einigen Jahren der Pascha. Die anderen männlichen Tiere der Horde waren noch verhältnismäßig jugendlich und fast alle im gleichen Alter. So herrschte zwei Jahre lang Unordnung im „Affenparadies". Es hätte in dieser Zeit besser den Namen „Affenhölle" verdient, denn Zank und Streit waren an der Tagesordnung. Kam es zu einer Beißerei, so artete sie in einen Kampf jeder gegen jeden aus, denn niemand war da, der kraft seiner Autorität dazwischenfahren und Ruhe stiften konnte. Wir hofften von Monat zu Monat, daß sich endlich ein Affenjüngling zur Rangordnungsspitze durchbeißen möge. Hatte sich ein Männchen aufgeschwungen, die Alphastellung einzunehmen (die Rangordnung wird nach dem griechischen Alphabet bezeichnet), so wurde es von den alten Weibchen nicht anerkannt, weil es sich ihnen gegenüber noch nicht als vollgültiger Mann erweisen konnte. Sofort beteiligten sich am Sturz des neuen Herrschers auch die anderen Jünglinge, und der Kampf entbrannte erneut.

Nun dürfen wir aus diesen Beobachtungen im Zoo nicht ohne weiteres Schlußfolgerungen auf das Leben in freier Wildbahn ziehen, denn dort geht es bedeutend friedlicher zu. Das hat verschiedene Gründe. Im Zoo haben die Affen zuwenig zu tun und damit zuviel Zeit, um sich mit dem Artgenossen zu beschäftigen. In freier Wildbahn muß sich jeder Affe seine Nahrung selbst suchen. So wird der größte Teil des Tages mit der Beschaffung der Nahrung ausgefüllt. Außerdem gilt es, immer auf der Hut zu sein und Ausschau zu halten, ob sich ein Feind unbemerkt nähert. Auch schwärmt die Herde weit aus und verteilt sich auf einen größeren Raum, in dem ausreichend Nahrung für alle zu finden ist. Um den Durst stillen zu können, muß die Herde oft einige Kilometer laufen. Auch der Weg zu den Schlafbäumen will zurückgelegt sein. Beobachtungen in freier Wildbahn, wie sie in letzter Zeit besonders von japanischen Zoologen an Makaken und von amerikanischen Forschern an Pavianen in Ostafrika durchgeführt wurden, haben gezeigt, wie schwer es war, die Rangordnung innerhalb der Horden überhaupt festzustellen, so friedlich verlief das Leben dieser Tiere.

Bevor wir uns jedoch die Ergebnisse dieser Feldforschung näher betrachten, wollen wir noch feststellen, daß eine Rangordnung nicht linear verlaufen, also nicht eine Reihe ergeben muß, die etwa so aussieht: A beißt B, B beißt C, C beißt D, D beißt E und so weiter, sondern auch Dreiecksformen haben kann, wie das auf dem Hühnerhof beobachtet wurde, wo sich folgende Hackordnung ergab: A hackt B, B hackt C, C hackt A.

Damit jedoch nicht der Eindruck entsteht, daß durch die Rangordnung lediglich Prestigefragen in der Tiergruppe geregelt werden, sei noch einmal der Nutzen genannt, den jedes Mitglied einer Herde zieht: Es wird vermieden, daß täglich erneut Kämpfe um Futter, Schlafplatz, Weibchen, Marschordnung und viele andere Dinge ausgetragen werden müssen. Die Rangordnung vermehrt nicht die Zahl der Auseinandersetzungen in einer Gruppe, sondern vermindert sie erheblich.

Fotos:
Archiv Professor Dr. Ullrich

3

4

1 Der Pascha läßt sich „lausen".

2 Kinder haben Narrenfreiheit, sie stehen also außerhalb der Rangordnung, werden aber von den Müttern beaufsichtigt.

3 Mit aufgerissenen Mäulern fahren die beiden Paviane aufeinander zu. Wird es zu einer ernsten Auseinandersetzung kommen, oder wird die Rangordnung respektiert?

4 Das Hordenleben der Paviane im Zoo entspricht nicht dem Leben dieser Affen in freier Wildbahn, weil den Zoo-Affen die „Sorgen des Alltags" fehlen.

5 Das Gähnen bei Pavianen hat die Bedeutung des Drohens.

6 Ein Neuer ist zur Rhesusaffenherde hinzugesetzt worden. Bis in die höchsten Äste des Kletterbaumes ist er geflohen. Dort sitzt er nun und wird von den älteren Insassen des Affenparadieses begafft. Bald wird er sich seinen Rangordnungsplatz erkämpfen müssen.

5

6

Darf's für ein paar Millionen mehr sein?

„Gleich für ein paar Millionen? Da wird doch sicher wieder einmal etwas aufgeblasen!" Jawohl – es wird. Aber nicht „wieder einmal", sondern überhaupt nur. Was aufgeblasen und auch aufgeschäumt wird, sind Polyäthylen, Polyester und Polyurethan. Wo? In der Schüngel-Chemie-KG in Burkhardtsdorf bei Karl-Marx-Stadt.

Mit dem Aufblasen stimmt es also, und auch mit den Millionen hat es seine Richtigkeit. Wer sie suchen will, braucht sich nur seiner Weihnachtseinkäufe zu erinnern, bei denen er ganz sicher einem Teil davon schon begegnet ist. Von den Frischhaltepackungen für Lebensmittel bis zur bedruckten Foliehülle für Textilien reicht das Sortiment der verschiedensten Verpackungsmaterialien, und von der Kraftfahrzeugindustrie über Polstermaterial bis zur Isoliertechnik reichen die Einsatzmöglichkeiten des Polyurethan-Schaumstoffes.

Daß es bei Verpackungsmaterial und Schaumstoff, dem jüngsten Kind der Schüngel-Chemie-KG, für ein paar Millionen mehr sein dürften, ist eigentlich keine Frage, höchstens: „Wie machen die denn das?" Eine Frage, die, zunächst nur auf den Produktionsprozeß bezogen, sicher einer Antwort wert ist.

Als Otto Schüngel am 27. August 1946 seinen Chemiebetrieb in das Handelsregister eintragen ließ, war dieser, mit heutigen Augen gesehen, mehr eine Alchimistenküche. Vom einfachen Rührwerk bis zur primitiven Füllmaschine war alles „Eigenbau", und Eigenbau ist auch heute noch sehr vieles. Allerdings mit völlig anderen Vorzeichen. Seit dem 1. Juli 1958 mit staatlicher Beteiligung als Schüngel-Chemie-KG firmierend, ist der Betrieb in den zwanzig Jahren einen Weg gegangen, der sich immer den Erfordernissen der Zeit anpaßte und sich in die Notwendigkeiten unserer Wirtschaft einfügte. Immer wieder waren es Otto Schüngel und sein Kollektiv, die einen neuen Weg ausknobelten, um neue Produktionen aufnehmen zu können. So kommt es, daß noch heute der Fachmann in dem zum großen Teil in eigener Werkstatt entstandenen Maschinenpark als Grundelemente ehemalige Textilmaschinen erkennt.

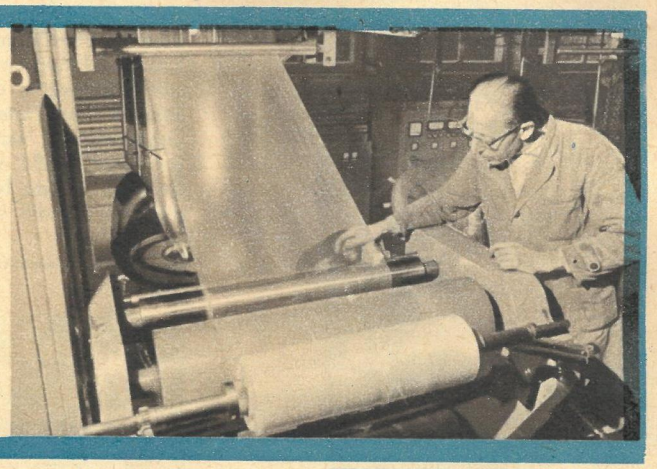
Doch das ist nur die eine Seite. Die andere ist die Konsequenz und Folgerichtigkeit, mit der die Möglichkeiten des Betriebes jeweils eingeschätzt und ausgenutzt wurden. Waren es hier 1958 noch 221 Beschäftigte, die eine Bruttoproduktion von 3,7 Millionen erzielten, dann konnte der Betrieb 1966 bei 452 Beschäftigten bereits mit einer Bruttoproduktion von 55 Millionen aufwarten. Kehren wir nun zu unserer Frage zurück, ob es „ein paar Millionen mehr sein können".

Was Hauptbuchhalter Gottfried Kirscht (oben) als Ausschnitt des Messeangebotes der Firma auf seinem Schreibtisch gestapelt hat, läßt ahnen, wie groß der Umfang des Sortimentes ist, das nur auf Verpackungsmaterial und Schaumstoff spezialisiert ist. Trotzdem knobelt man in Burkhardtsdorf weiter. Neue Anlagen für die Aufnahme der Produktion von Dämmstoffen für die Bauindustrie sind bereits im Entstehen. Der vom Umsatz her größte halbstaatliche Betrieb der DDR ist ebenso sprunghaft gewachsen wie unsere gesamte Wirtschaft, und es ist deshalb durchaus kein Widerspruch, daß sich ein Komplementär und seine Belegschaft Gedanken machen, wie sie ihre Verbundenheit zur Partei der Arbeiterklasse ausdrücken können. Die Verpflichtung der Schüngel-Chemie-KG zu Ehren des VII. Parteitages der SED lautet: „Wir wollen 1967 eine Mehrproduktion gegenüber dem Vorjahr von 20 Millionen erreichen!" Eine Verpflichtung, die mit „ein paar Millionen mehr" doch noch recht bescheiden umschrieben, aber jetzt schon keine Frage mehr ist. Denn Aufgeblasenes und Aufgeschäumtes hat zwar in der Schüngel-Chemie-KG sein Gewicht, doch niemals einen doppelten Sinn.

Fotos: V. Billeb / Text: G. Fischer

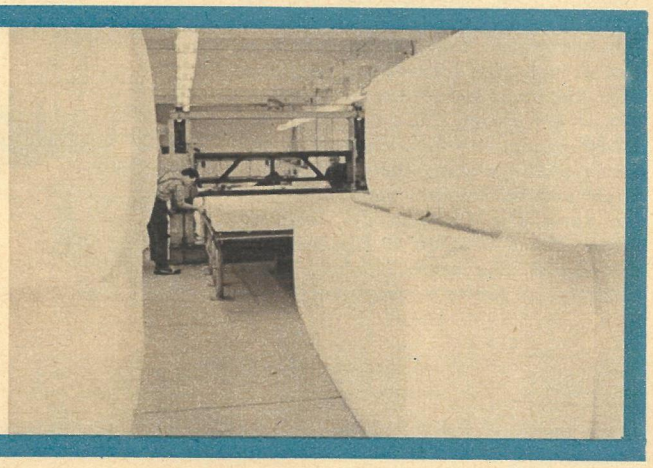
„Das sind nicht meine Erfolge allein", betont Komplementär Otto Schüngel: „Nicht zu Unrecht spricht man im Ort vom Familienbetrieb und meint damit unser mit den Jahren gewachsenes Kollektiv, in dem jeder mit ganzer Kraft dazu beiträgt, die uns gestellten Aufgaben mit höchstem Nutzeffekt zu lösen!"

Aufgeblasenes Polyäthylen. Für 500 000 Plastbeutel reicht eine Tonne dieses Grundstoffes. Er wird hier als endloser Schlauch geblasen, durch Druckluft offen gehalten, nach Erstarren im gleichen Arbeitsgang zur Rolle aufgewickelt und später auf die gewünschten Größen geschnitten.

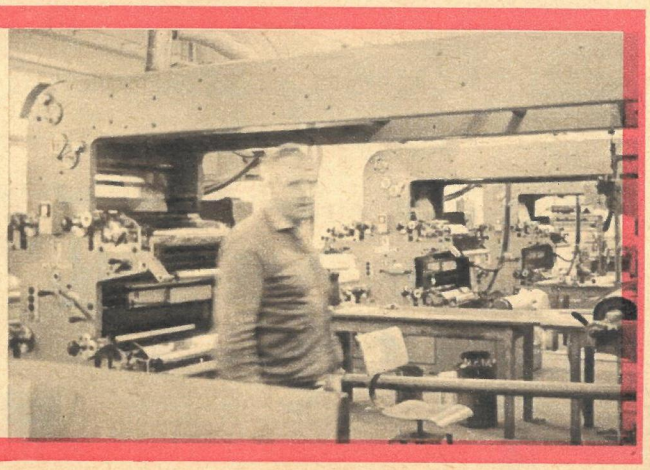


Die Maschinen zum Bedrucken der Folie wurden zum größten Teil im Betrieb selbst entwickelt. Der Bedarf an dieser Folie, einer der Hauptproduktionen des Betriebes, wächst ständig, und die verschiedensten Kundenwünsche müssen vom Betrieb berücksichtigt werden.

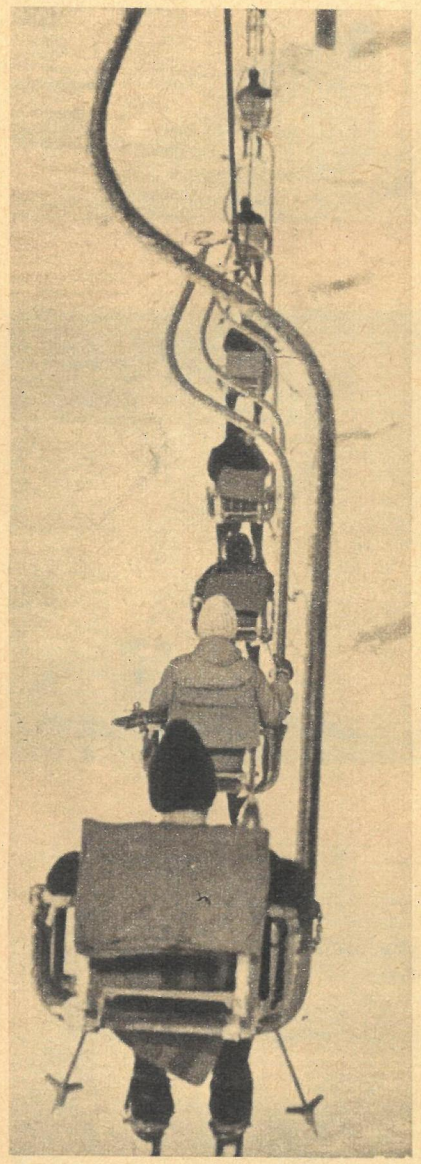
Aufgeschäumtes Polyurethan. Ein Schaumstoff, dem ohne Zweifel die Zukunft gehört und dessen Verwendungsmöglichkeiten nicht nur auf Kissen und Polster (links) beschränkt sind. 25 Lastzüge davon verlassen schon heute täglich den Betrieb, der erst 1966 mit dieser Produktion begann.



„Eigenbau" 1966. Noch immer ist die eigene Werkstatt Ausgangspunkt vieler Neuerungen. Vorhandene Maschinen umzubauen, etwas Neues auszuknobeln ist heute eine Tugend der Schüngel-Chemie-KG, die ihren Anfang in der Not der ersten Nachkriegsjahre hat.



Wenn's draußen wieder schneit...



An den Wochenenden – besonders den arbeitsfreien – gleicht der Fichtelberg einem Ameisenhaufen. Vom „Eckbauer" oben am Waldrand bis hinunter zur Talstation der Schwebebahn ist der Hang übersät mit „Brettl-Artisten" aller Schattierungen. Von Jahr zu Jahr werden es mehr. Sie kommen mit der Bahn, dem Omnibus, per Auto. Letztere fahren ihren ersten Slalom schon am Stadteingang von Oberwiesenthal, auf dem großen Parkplatz, der sonntags den Strom von Fahrzeugen kaum noch fassen kann. Die Gondeln der Seilbahn tragen alle 6 Minuten 40 Personen auf den Gipfel. Wer keine Zeit hat, in der Schlange zu warten, steigt lieber per pedes empor. Der Weg zur Gesundheit ist ein Fußweg! Bei den Skiläufern erfreuen sich die beiden Lifte großer Beliebtheit – der alte am Steilhang neben den Schanzen und der voriges Jahr erst eröffnete, bedeutend längere, am Südhang.

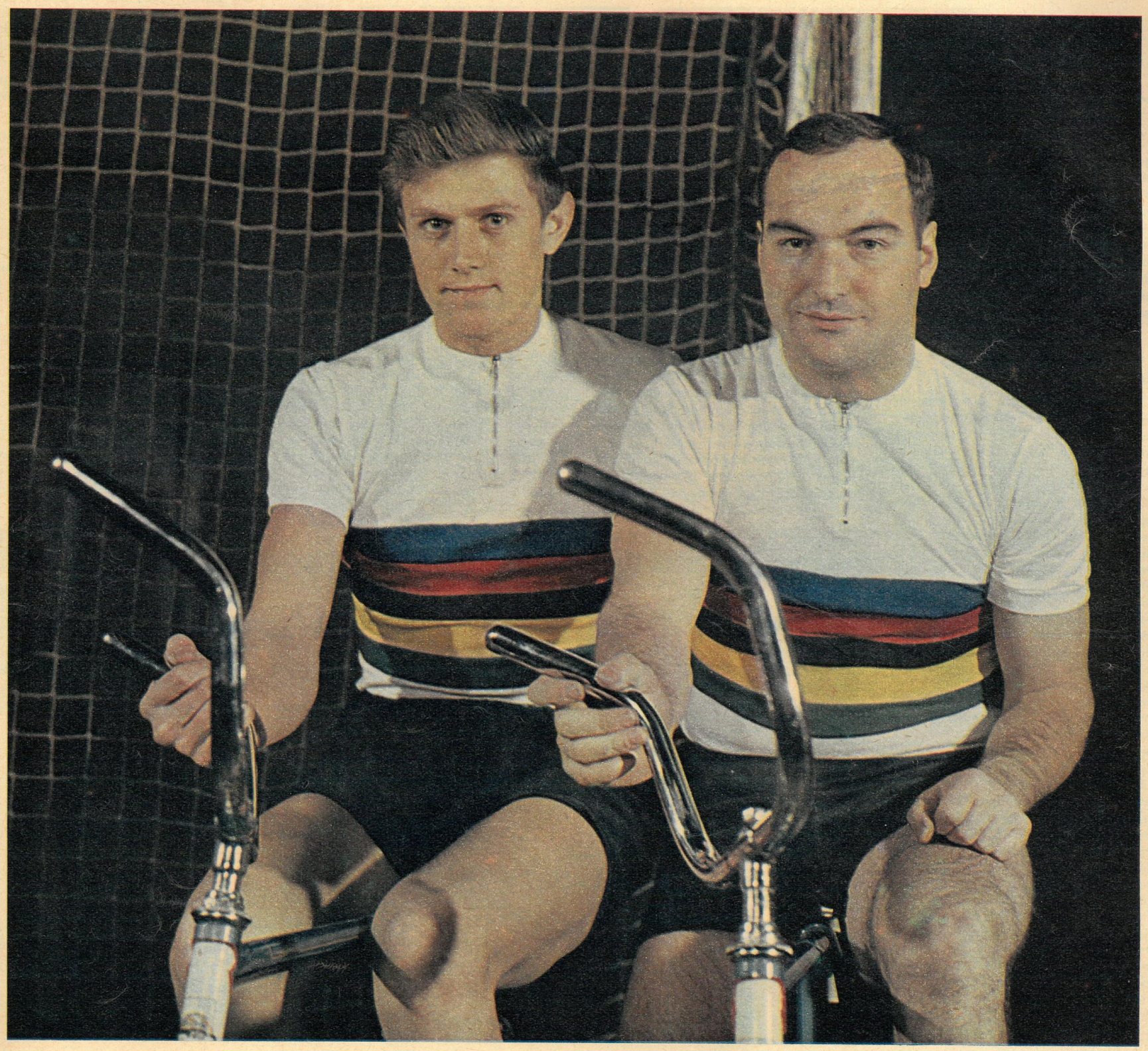
Unterschiedlich wie das Können sind die Temperamente der Hangbenutzer. Die Skala reicht vom ersten unsicheren Gleitversuch bis zum zünftigen Parallelschwung. Natürlich sieht man auch immer wieder „Draufgänger", die versuchen, in Schußfahrt den menschenüberströmten Hang zu meistern, obwohl sie sich selbst kaum auf den Skiern halten können. Von ihnen hat die berühmte „Idiotenwiese" wohl ihren Namen, und vor ihnen heißt es auf der Hut sein. Bei ihrer wilden Talfahrt werden sie oft die Geister, die sie riefen, nicht mehr los...

Wie überall in unseren Wintersportzentren versorgt eine Skiausleihstation am Fichtelberg die Urlauber mit Material. Wer Ärger mit der Bindung oder seinen viel zu langen Stöcken hat, ja, wer gar „Spitzensalat baut" – der besuche einen Fachmann in seiner kleinen Werkstatt: Heinz Gahler, einst Mitglied unserer alpinen Nationalmannschaft, berät jeden gern und hilft, wo er kann. Viele Probleme, die der ständig wachsende Ski-Tourismus mit sich bringt, harren auch im Kurort Oberwiesenthal noch ihrer Lösung. Dazu gehört der mittägliche Run auf einen freien Platz in den wenigen Gaststätten.

Es muß jedoch nicht unbedingt der Fichtelberg sein. Ein nachahmenswertes Beispiel gibt Jahr für Jahr der Bezirksfachausschuß Ski in Leipzig. Sonderzüge bringen die Wintersportbegeisterten für einen Spottpreis sonntags früh in das Erzgebirge oder in den Thüringer Wald; abends geht's ebenso bequem zurück. Wer Lust hat, kann am 5. Februar so nebenbei in Klingenthal die Deutsche Meisterschaft im Skispringen oder 14 Tage später die Biathlon-Weltmeisterschaft in Altenberg miterleben. Mitmachen heißt die Parole! Denn den Reiz einer Ski-Tour in Pulverschnee und Sonnenschein kann auch der beste Televisor nicht in die gute Stube zaubern, meint Kalle.

Fotos: Friedrich

DIE MEISTER-KLASSE



Bereits zum zweiten Mal holten im vergangenen Jahr Radballer aus Karl-Marx-Stadt den Weltmeistertitel in die Deutsche Demokratische Republik. Nach einem in der Schlußphase dramatisch zugespitzten Turnier – die Mannschaften der ČSSR, Westdeutschlands und der DDR lagen nach Abschluß der regulären Spiele punktgleich an der Spitze und mußten Entscheidungsspiele austragen – konnten sich Gerth Martin und Erich Dusin von der BSG Motor Diamant Karl-Marx-Stadt die Regenbogentrikots, die höchste Trophäe des internationalen Radsports, überstreifen. Im Jahre 1948 hatten sich einige Schulbuben aus der Umgebung von Karl-Marx-Stadt entschlossen, dem Ball nicht mehr per pedes nachzujagen, sondern auf blitzenden Fahrrädern. Damals ahnte noch niemand, daß zwei dieser Jungen zehn Jahre später Schlagzeilen in der Sportpresse machen würden, als Radballweltmeister Gerth Martin und Gerhard Degenkolb. Seit diesem großen Erfolg spielten die Radballer aus der DDR bei internationalen Turnieren stets eine hervorragende Rolle. Als jedoch Gerhard Degenkolb vor einigen Jahren vom aktiven Sport Abschied nahm, wurde es einige Zeit scheinbar ruhig um die Karl-Marx-Städter Radballer. Aber nur scheinbar, denn in der Trainingshalle der BSG Motor Diamant trainierte zu dieser Zeit bereits ein junger Mann, den Trainer Lindner vom Fußballplatz geholt hatte, mit dem alten Routinier Gerth Martin zusammen: Erich Dusin. In relativ kurzer Zeit entwickelte er sich zu einem Klassespieler. Trainer Lindner war von dieser Mischung – einen erfahrenen, in allen Sätteln bekannten Spieler zusammen mit einem jungen, temperamentvollen Mann spielen zu lassen – überzeugt, und das Kölner Weltmeisterschaftsturnier rechtfertigte seinen Optimismus.

Neben dem umfangreichen Trainingspensum, das die beiden Weltmeister wöchentlich absolvieren – denn der 1966er Weltmeistertitel soll nicht der letzte gewesen sein, wie Gerth Martin verriet –, widmen sie sich vor allem dem Nachwuchs, den Schulbuben, die heute schon eifrig an sich arbeiten, um später in die Fußtapfen ihrer großen Vorbilder zu treten.

Gerth Martin: geboren am 20. 9. 1934 in Siegmar, verheiratet, Größe: 1,72 m, Gewicht: 80 kg
Beruf: Diplomingenieur
Größte Erfolge: Deutscher Meister 1962 und 1964 bis 1966, Weltmeister 1958 und 1966, Vizeweltmeister 1961 und 1965, Verdienter Meister des Sports

Erich Dusin: geboren am 1. 11. 1944 in Reckendorf, verheiratet, Größe: 1,80 m, Gewicht: 78 kg
Beruf: Maschinenschlosser
Größte Erfolge: Deutscher Meister 1964 bis 1966, Weltmeister 1966, Vizeweltmeister 1965

Foto: V. Billeb / Text: H. Patermann

TATSACHENBERICHT VON KLAUS ULLRICH

ÜBER HUNDERT HÜRDEN

4

Knapp fünf Jahre nach Kriegsende nahmen Radsportler aus der DDR zum ersten Mal an der Friedensfahrt teil. Die Begegnungen mit den polnischen Menschen standen noch im Zeichen der Erinnerungen an die Verbrechen deutscher Faschisten. Doch dieses Kennenlernen war zugleich auch der Grundstein für eine enge Freundschaft zwischen polnischen und deutschen Sportlern.

Morgens in Gliwice

In diesem Zusammenhang fallen mir noch zwei andere Reisen nach Polen ein, die zwar die „Chronik" ein wenig durcheinanderbringen, aber vielleicht doch hierher gehören. Zwei Jahre später stand ich auf dem Berliner Ostbahnhof und erlebte eine böse Überraschung. Die Eishockeymannschaft von Frankenhausen sollte mit einigen Verstärkungen zu einem Turnier nach Katowice reisen. Es war das erste Spiel einer DDR-Klubmannschaft im Ausland. Doch als die Liste mit dem Sammelvisum zum Bahnhof gebracht wurde, stellte sich heraus, daß man im Außenministerium versehentlich nur die erste Seite gesiegelt hatte, die zweite war übersehen worden. So mußten die „zweite Seite", die Verstärkungen und ich zurückbleiben. Vierundzwanzig Stunden später erhielt ich den Auftrag, als Delegationsleiter der „zweiten Seite" nach Katowice zu fahren. Wolfgang Blümel war darunter, der heute Dynamo Weißwasser trainiert, Hans Frenzel, jetzt ein angesehener Spezialist im Innenministerium, Erich Schischefski, heute Nachwuchstrainer in Berlin.

Die Fahrt wurde zu einer Odyssee. In Poznań erwischten wir den überfüllten Anschlußzug auf dem Trittbrett, in Wrocław hätten wir um Haaresbreite das Umsteigen verpaßt, und in Gliwice schien die Fahrt zu Ende. Die einzige Gelegenheit blieb ein Arbeiterfrühzug, aber die Gesichter der polnischen Bergarbeiter zeigten angesichts der deutschen Laute keine Spur von Entgegenkommen, Zusammenrücken. Schließlich half uns die Miliz in den offenen Packwagen, und so kamen wir gerade noch rechtzeitig zum ersten Spiel, das gegen Gornik verlorenging. Dafür wurde das zweite gewonnen und das dritte gegen den polnischen Meister CWKS unentschieden gespielt.

An einem der vier Tage in Katowice fuhren uns die Gastgeber nach Oswiecim, ein Tag, den ich sowenig vergessen werde wie alle Spieler. Wir lasen die deutschen Schilder, die Tod und Mord verhießen, und schämten uns; wir standen vor Bergen von Kinderschuhen, Kisten voller Brillen, Säcken voller Haare und vor den Trümmern des Krematoriums. Niemand brachte mehr ein Wort heraus. Wir gingen über eine Wiese, auf der Butterblumen blühten. Jemand griff zur Erde und hielt einen Knochen in der Hand, einen schlecht verbrannten Knochen. In dieser Stunde mußte ich mich der Schauspielerin erinnern und der bitteren Gesichter in Gliwice. Wir sollten nie vergessen, daß uns ausgerechnet dieses Volk in den schweren Nachkriegsjahren so sehr geholfen hat. Drei Jahre danach fuhr ich wieder nach Katowice, und es war wieder eine Odyssee.

Eben war die Eishockeyweltmeisterschaft des Jahres 1955 vorüber. In Krefeld hatte sich Kanada mit einem 5 : 0-Sieg die Weltmeisterschaft von der UdSSR zurückgeholt. Die DDR war noch nicht mit von der Partie. Ihre Aufnahmeanträge in die internationale Föderation waren abgewiesen worden. „Schließen Sie sich dem westdeutschen Verband an, dann können Sie spielen, soviel Sie wollen", hatte der Schweizer LIHG-Präsident zynisch erklärt.

Aber: Aus den Eishockeystümpern des Jahres 1949 war eine Mannschaft geworden, die nicht mehr nur zweistellig verlor. Und wenn daran jemand ein Verdienst trug, dann der polnische Eissportverband, der seine Nationalmannschaft wieder und wieder zu Spielen in die DDR geschickt hatte. 65 : 23 lautete das Torkonto aus sieben Spielen – allerdings zugunsten der Polen –, als die DDR zum achten Spiel nach Katowice reiste, dem ersten Länderspiel auf polnischem Boden. Gegen den Siebenten der Weltmeisterschaft übrigens.

Wie so oft ging irgend etwas schief; ich bekam meinen Paß zu spät, fuhr mit dem Nachtzug nach Warschau, unbesorgt, von dort das Flugzeug benutzen zu können. Indes: Es war ein Sonntag, und der Inlandverkehr ruhte. Der nächste Zug? Traf gegen Schluß des letzten Drittels in Katowice ein. Genossen der „Trybuna Ludu", mit der uns zu dieser Zeit schon die Gemeinsamkeit der Friedensfahrten verband, versprachen Hilfe. Der Chefredakteur bot seinen Wagen an. Zu suchen war nur der Chauffeur. Nach endlosem Herumirren fand ich ihn – um zu erfahren, daß die Sache fast aussichtslos sei. In der Tiefgarage nämlich, in der er den Wagen abzustellen pflegte, habe er sonnabends einen Platz weit hinten. Ich überredete ihn mitzukommen, trommelte den Tiefgaragenverwalter aus einer „Schoppenstube", erreichte, daß wir sieben Autos auf die Straße schoben – die Einfahrt der Tiefgarage hinauf – und endlich den „Trybuna-Ludu"-Wagen startfertig bekamen. Inzwischen war es Mittag geworden, und ich wußte von den Friedensfahrtetappen, wie lang der Weg von Warschau nach Katowice ist. Über 300 Kilometer!

Wir hätten es geschafft. Lange lagen wir gut im „Rennen". Dann gerieten wir in einen Schneesturm, kamen noch immer gut voran, bis wir plötzlich vor einer Wehe hängenblieben, in der schon drei Autos steckten. Das war etwa 80 Kilometer vor den Toren Katowices, zu einem Zeitpunkt, als beide Mannschaften vor dem Stadion eintrafen und die Zuschauer sich um die letzten Karten raufen sahen.

Wir – da das Vergehen verjährt ist, kann es heute gestanden werden – räumten einen Schneezaun ab und legten uns mit den Schneezaunbrettern eine „Umleitung". Als wir ins Stadion von Katowice kamen, ging unsere Mannschaft eben in Führung: 3 : 2. Sie gewann dieses Spiel mit 6 : 4. Es war unser erster Sieg, sieht man von zwei Ungarnspielen ab. Ein Neunzehnjähriger gab an diesem Abend sein Debüt in der Nationalmannschaft: Manfred Buder. Die inzwischen nach vielen Tausenden zählende Eissportanhängerschar der DDR – bis 1945 hatte nie ein Spieler aus dem Gebiet der heutigen DDR in einer deutschen Nationalmannschaft gestanden – jubelte, und unsere Zeitung war restlos vergriffen. Ich war der einzige Sonderberichterstatter gewesen ...

Wenn ich hier die Schwierigkeiten meiner Reise wiedergab, dann nicht, weil ich meinen Eifer mit dem der Eishockeyspieler verglichen sehen wollte, sondern nur, weil es vielleicht auch aufschlußreich ist, zu erfahren, daß das Leben eines Sportjournalisten nicht immer ein reines Vergnügen ist.

Olympisches Gold erkämpfte 1960 in Squaw Valley Helga Haase (li.). Nach dem Europameistertitel greift „Vize" Gabi Seyfert (oben).

Kolbe kannte er nicht

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang auch eines Mannes, den man

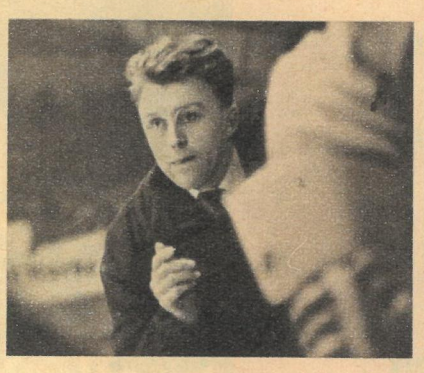
Fotos: Bach (3), Berndt (2), Billeb, Zentralbild

Durch einen 4:1-Sieg über Schweden wurde die DDR zur Eishockey-Weltmeisterschaft 1966 in Ljubljana Fünfter.

„Old-Timer" Erich Schischefski

Klaus Hirche in Aktion

Cheftrainer Rudi Schmieder



Rekordinternationaler Manfred Buder

heute völlig vergessen hat. Als die Mannschaft nämlich an diesem Abend in den Betten lag, tranken wir im Bahnhof von Katowice noch ein Bier, Jochen Grünwald, ehemals Mecklenburger FDJ-Funktionär, der mit viel Umsicht und Schwung den DDR-Eissport als Generalsekretär des Verbandes auf seine heutige Höhe bringen half, und Gerhard Kiessling, damals Trainer der Nationalmannschaft. Nachdem er seinen Posten als Verteidiger bei Frankenhausen aufgegeben hatte, studierte er Eishockey im Land des Weltmeisters in Moskau. Er hatte nach seiner Rückkehr manches Mal daran gezweifelt, ob es überhaupt möglich sein würde, in der DDR eine Eishockeymannschaft aufzubauen, die eines Tages auch international eine Rolle spielen könnte. „Keine Kunsteisbahnen, keine Talente!" An diesem Abend war er selig, den ersten Sieg über Polen erlebt zu haben.

Später kehrte seine Skepsis zurück. Über Nacht verließ er die DDR und ging nach Westdeutschland, wo nach seiner Meinung seine Aussichten größer waren.

Als die Weltmeisterschaft 1959 in Prag begann, reiste die westdeutsche Mannschaft mit Kiessling als Trainer an. Vor dem Spiel der beiden deutschen Mannschaften in Kladno machte ein westdeutscher Verbandsfunktionär den Vorschlag, Kiessling bei diesem Spiel zu Hause zu lassen.

Kiessling aber war ein „solider Verräter": „Ich will beweisen, was ich wert bin. Ich stehe an der Bande."

Nachmittags hockte er nicht nur an der Bande, sondern gab seinen Spielern auch die entsprechenden „Tips": „Buder, der dort. Einmal hart gescheckt, das reicht für den. Dann kneift er." Es war eine makabre Szene, die die Nerven unserer Jungen überforderte. Sie verloren 0 : 8. Kiessling ließ sich feiern.

Zwölf Monate später weigerte sich der westdeutsche Verband – das 8 : 0 anführend –, zu einem Olympiaqualifikationsspiel gegen die DDR anzutreten. Nach endlosen Verhandlungen kam folgende ungewöhnliche Regelung zustande: Gewinnt Westdeutschland das erste Spiel in Garmisch-Partenkirchen mit mehr als vier Toren Unterschied, hat sich die Mannschaft für Squaw Valley qualifiziert. Wenn nicht, muß sie zu einem zweiten Spiel nach Weißwasser, dem notfalls noch ein drittes Spiel folgt. Die Westdeutschen waren ihrer Sache sicher. Jedesmal, wenn die DDR-Mannschaft zum Training ins Garmischer Eisstadion kam, saß Kiessling auf der Tribüne. Er war schon nicht mehr Cheftrainer, galt aber noch als zuverlässiger „Spion".

Als das Spiel beginnen sollte, stand Klaus Hirche im Tor, und Kiessling verriet den westdeutschen Spielern großmäulig, wie er zu bezwingen sei. Den zweiten Torwart, der sich am Rande warm machte, übersah er. Als die Schiedsrichter zur Mitte liefen, hob Klaus Hirche plötzlich die Hand, fuhr zur Bande und verschwand auf der Bank. Der andere nahm seinen Platz ein. Der andere war Peter Kolbe, und Markus Egen, damals noch westdeutscher Stürmerstar, raste zur Bande, Kiessling fragend: „Und der, woas mit dem?" Doch Kiessling kannte Kolbe nicht. Der Verräter wußte keinen (Ver-) Rat mehr.

Der 4-Tore-Sieg aber kam nicht zustande. Verzweifelt schossen die westdeutschen Stürmer auf Peter Kolbes Gehäuse, angefeuert von den zehntausend im Garmischer Stadion. Es blieb beim 5 : 2. Das Rückspiel ging dann aber durch ein schwaches letztes Drittel 3 : 5 verloren.

Kiessling verschwand bald in der Versenkung. Sein „Gebrauchswert" war gesunken, und als man noch einige unkorrekte Ziffern in seinen Abrechnungen eines Krefelder Vereins entdeckte, reichte ihm niemand mehr die helfende Hand. Er siedelte nach Frankfurt über und beantragte – weit über dreißig Jahre alt inzwischen – noch einmal eine Spielerlizenz . . .

Er gehörte zur kleinen Schar derjenigen, die nicht an die Zukunft des DDR-Sports geglaubt hatten, den Verrat für einträglicher hielten und später selber in Vergessenheit gerieten. Über diese Zukunft . . .

Damit habe ich fast ein Jahrzehnt übersprungen und werde mich nun beeilen, zurückzukehren in die bitteren Jahre des Beginns.

Sie lesen im nächsten Heft:

Der Partisan und die Genossen
Wie Jutta Langenau Europameisterin wurde

Vertrag mit doppeltem Boden

Sisaka Kunita nimmt Abschied.
Sisaka Kunita,
bisher Kinderpflegerin
im Tempel
der Göttin der Barmherzigkeit
auf Hokkaido, geht fort,
weil sie um die Zukunft
ihrer Zöglinge bangt.
Sisaka Kunita,
Frau des Shuji Kunita, zieht
mit ihrem Mann
durch die Dörfer Hokkaidos.
In den Unterkünften
der Landarbeiter,
in den Stuben der Bauern,
auf den Feldern
singen sie von der Schönheit
ihrer japanischen Heimat,
singen sie vom Kampf der Völker
um Frieden.
Sie erinnern an Hiroshima
und geißeln die Bluttaten
der amerikanischen Interventen
in Vietnam.
Sisaka Kunitas wertvollstes Gepäck
sind Tausende Unterschriften
gegen diesen grausamen Krieg,
für die Auflösung der hundertfünfzig
amerikanischen Stützpunkte
in Japan, gegen den neuen
Schandvertrag, abgeschlossen
zwischen der Regierung in Tokio
und dem Regime
des Pak Tschon Hi in Südkorea.

Als zu Beginn des Jahres 1965 Südkoreas Regierungschef Pak Tschon Hi die Nachricht verbreiten ließ, Japan und Südkorea seien übereingekommen, in den nächsten Monaten einen Vertrag zu unterzeichnen, der sämtliche Streitfragen zwischen beiden Ländern ganz im Sinne der südkoreanischen Forderungen lösen werde, zweifelte man selbst in Söuler Regierungskreisen an der Glaubwürdigkeit dieser Worte. Dreizehn Jahre lang – die Verhandlungen begannen 1952, als Li Syn Man noch in Söul residierte – konnten sich beide Parteien nicht in einer einzigen Frage einigen. Und nun sollte innerhalb weniger Monate eine Übereinkunft möglich sein? Sollte die japanische Regierung ihre ablehnende Haltung in bezug auf die von Südkorea verlangten 800 Millionen Dollar Wiedergutmachung sowie die Forderung des Generals Pak auf Anerkennung als „alleinige rechtmäßige Vertretung auf der Halbinsel Korea" aufgegeben haben?

Der Vertrag – die Ratifikationsurkunden wurden im Dezember des gleichen Jahres ausgetauscht – bestätigte das Einschwenken Tokios zugunsten der südkoreanischen Forderungen. Selbstverständlich ist dieses Einschwenken keine Folge einer japanischen Sympathieerklärung für Pak Tschon Hi. Initiator sind die USA. Nicht umsonst verstärkten sie in den letzten Jahren den Druck auf die japanische Regierung. So war es kein Zufall, daß die Verhandlungen mit Südkorea nach der Rückkehr des japanischen Premierministers Sato aus den USA im Januar 1965 schnell voranschritten und bereits einen Monat später zur Paraphierung des Grundsatzvertrages führten.

Für Washington ist ein wirtschaftliches und politisches Engagement Japans in Südkorea gerade in der gegenwärtigen Situation von großer Wichtigkeit. Pak Tschon Hi gehört zu den ergebensten Verbündeten der USA. Aber er kommt dem Pentagon teuer zu stehen. Die Unterhaltskosten der südkoreanischen Riesenarmee von 600 000 Mann, die Korruption im Staatsapparat und die Stagnation in Industrie und Landwirtschaft haben Südkorea an den Rand des Ruins gebracht – ein krasser Kontrast zu den Erfolgen der Koreanischen Volksdemokratischen Republik bei der Entwicklung ihrer Wirtschaft. Von 1945 bis 1964 schleusten die USA über 3 Milliarden Dollar nach Söul, um einen Bankrott ihrer Marionette zu verhindern.

Mit Beginn der amerikanischen Intervention gegen Vietnam verstärkten die USA ihre Bemühungen, einen geeigneten Partner zu finden, der einen Teil der Kosten für den Unterhalt der südkoreanischen Militärjunta übernimmt. Das wirtschaftlich starke Japan ist dafür am geeignetsten, zumal auch die japanischen Monopole auf eine Normalisierung der Beziehungen zu Söul drängen. Erfahrungen aus den Jahren der Kolonialisierung, Einsparung an Frachtgebühren, verkürzte Liefertermine für Ausrüstungen, der niedrige industrielle Entwicklungsstand und der akute Mangel an Konsumgütern versprechen ein lohnendes Geschäft. Zwar ist der Einsatz von 800 Millionen Dollar an Reparationen, Subventionen und Krediten hoch, aber da der größte Teil dieser Lasten auf das japanische Volk abgewälzt werden soll, versprechen sich die Industriemagnaten dennoch hohe Profite.

Wenn auch Japan nicht auf die gleiche Weise wie die Pak-Tschon-Hi-Clique, die 45 000 Söldner nach Vietnam entsandte, das Kriegsabenteuer der USA unterstützt, so stempelt das Engagement Tokios in Südkorea die japanische Regierung trotzdem zum unmittelbaren Verbündeten der USA in der Vietnam-Frage. Mehrere Millionen US-Dollar, bisher vorgesehen zur Stützung General Paks, sind durch das japanische Entgegenkommen zur Finanzierung neuer Vernichtungswaffen im Vietnam-Krieg frei geworden.

Lange Zeit versuchte die japanische Regierung, die Bevölkerung über den Charakter des Paktes im unklaren zu lassen, indem sie die ebenfalls im Vertrag festgelegte Herstellung diplomatischer Beziehungen mit Südkorea als eigentlichen Zweck des Dokumentes darstellte. Bei Bekanntwerden der Einzelheiten ging eine Welle der Empörung durch ganz Japan. Mit Demonstrationen und Massenmeetings in den wichtigsten Städten bekundete die Bevölkerung ihre Sympathie mit dem kämpfenden vietnamesischen Volk und forderte die Annullierung des Schandvertrages. Inzwischen hat die Protestbewegung auch die ländlichen Bezirke erfaßt, zumal weitere Einzelheiten über die Versorgung der amerikanischen Interventen mit Sprengstoff, Granaten und Napalmbomben aus japanischer Produktion sowie die beabsichtigte Gründung eines aggressiven Militärblocks in Nordostasien unter Einbeziehung Japans bekannt wurde. Haupthindernis dieses von den USA schon lange geplanten Militärbündnisses waren die ungeklärten Beziehungen zwischen Japan und Südkorea. Diese Hürde wähnen die USA nun endgültig genommen zu haben. Ob die Rechnung aufgeht, wird in entscheidendem Maße von der weiteren Haltung des japanischen Volkes abhängen.

Nach Abschluß des japanisch-südkoreanischen Paktes glich Söul einer belagerten Stadt. Mit Waffengewalt ging das Militär gegen Tausende Demonstranten vor. Inzwischen hat General Pak Tschon Hi (2. v. l.) auf der Konferenz in Manila den USA weitere Unterstützung für das Kriegsabenteuer in Vietnam zugesagt.

Text: Sabine Lange
Fotos: Zentralbild/Japan Press

4

WISSENSTOTO ZUM 50. JAHRESTAG DER OKTOBERREVOLUTION

Wie lautet der richtige Name für diese weltbekannten Souvenirs aus der Sowjetunion?
a) Dewotschka
b) Babuschka
c) Matrjoschka

Wir erwarten Ihre Antwort bis zum 27. Januar 1967 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff 4).

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn in Höhe von 50 MDN
5 Gewinne zu je 10 MDN
Außerdem sind alle Einsender richtiger Lösungen noch an zwei großen Auslosungen des Jahres beteiligt.

Viel Glück wünscht Ihnen Ihre
REDAKTION ZEIT IM BILD,
806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Herrn W. Uljanow, Poronin ...

Fortsetzung von Seite 8

jevo, die der österreichischen Regierung den willkommenen Anlaß zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Serbien boten. Am 1. August wurde es zur Gewißheit: Der erste imperialistische Weltkrieg hatte begonnen.

Der „russische Spion"

Bereits sieben Tage später klopften österreichische Gendarmen an die Tür der Uljanows in Bialy Dunajec: Haussuchung bei dem verdächtigen Ausländer! Eine verlogene Denunziation bezichtigte Lenin ausgerechnet der – Spionage für Rußland. Und so beschlagnahmte Gendarmeriewachtmeister Matyszczuka in Ermangelung anderer „Beweise" auf Lenins Schreibtisch ein Manuskript über Agrarprobleme, weil er die statistischen Tabellen für chiffrierte Geheimnachrichten hielt. „Die durchgeführte Untersuchung", so stand im Bericht des eifrigen Wachtmeisters an seine Vorgesetzten zu lesen, „ergab, daß der Genannte bereits im vergangenen Jahr in der Gemeinde Bialy Dunajec wohnte, wo er verschiedene Beratungen mit anderen russischen Staatsbürgern gehabt haben soll. Ihre Zahl war manchmal so groß, daß sogar das Vorzimmer voller Zuhörer war ..."

Lenin wurde für den nächsten Tag in das Kreisstädtchen Nowy Targ vorgeladen, wo sich der Sitz österreichischer Militärbehörden befand. Als er dort eintraf, nahm man ihn fest und lieferte ihn in das Gefängnis ein. Erst die Proteste polnischer Persönlichkeiten gegen die absurde Beschuldigung und die Intervention von Parlamentsabgeordneten bei den österreichischen Behörden erreichten, daß Lenin nach elf Tagen Haft in Nowy Targ schließlich wieder freigelassen wurde. In Wien hatte in diesem Zusammenhang der Abgeordnete Victor Adler ein Gespräch mit dem Minister geführt, der ihn schließlich zögernd fragte: „Sind Sie wirklich sicher, daß dieser Uljanow ein Feind der zaristischen Regierung ist?" „O ja!" hatte Adler trocken geantwortet. „Ein schlimmerer Feind als Eure Exzellenz."
Lenin fuhr unverzüglich von Nowy Targ mit einem Bauernfuhrwerk nach Bialy Dunajec zurück, und von dort eine Woche später mit Frau und Schwiegermutter nach Krakau. Hier war bereits der Kanonendonner der nahen Front zu hören. Im Falle der geplanten Offensive der russischen Divisionen gegen Krakau drohte Lenin als einem der ersten die Verhaftung durch die Schergen des Zaren. In aller Eile wurden deshalb Ausreisepapiere nach der neutralen Schweiz besorgt. Ende August konnte die Familie Uljanow aus Krakau nach Bern abreisen.
Zwei Jahre lagen hinter Lenin, die Marksteine in der Vorbereitung der kommenden Revolution gesetzt hatten. Eine historische Etappe, von der es in den Schlußsätzen der Mitteilung des ZK über die „Beratung von Poronin" hieß: „Der Weg ist festgelegt ... Unter den neuen Verhältnissen und den neuen Arbeitsbedingungen ist die Treue zur alten revolutionären Fahne erprobt und bewiesen worden. Die schwierigste Zeit liegt hinter uns, Genossen. Eine neue Zeit bricht an. Ereignisse von größter Bedeutung nahen heran, die das Schicksal unseres Heimatlandes entscheiden werden.
Alle an die Arbeit!"

bringt unter anderem im nächsten Heft:

Duell oder Duett
Eine Reportage über Handelsprobleme in Gardelegen

300 Jahre Theater in Dresden
Unser Bild: Nelly Ailakowa vor der berühmten Faustina

Der Ofen unter uns
Ein populärwissenschaftlicher Beitrag über die Ausnutzung der Erdwärme

Fotos: Friedemann, Berndt

Eusebio & Co.
Das farbige Mannschaftsbild des zweifachen Europapokalgewinners Benfica Lissabon und eine Betrachtung zum bisher größten Erfolg einer DDR-Klubmannschaft.

„Katrinchen
wird den Schnupfen einfach nicht mehr los,
das kommt nur von
dem U T P in der ungeheizten Fabrikhalle."

„'ne Schneeballschlacht? Wenn wir die Schneebälle
nicht wieder selber machen müssen, Fräulein Richter."

THEO IMMISCH

ein Schneefälle

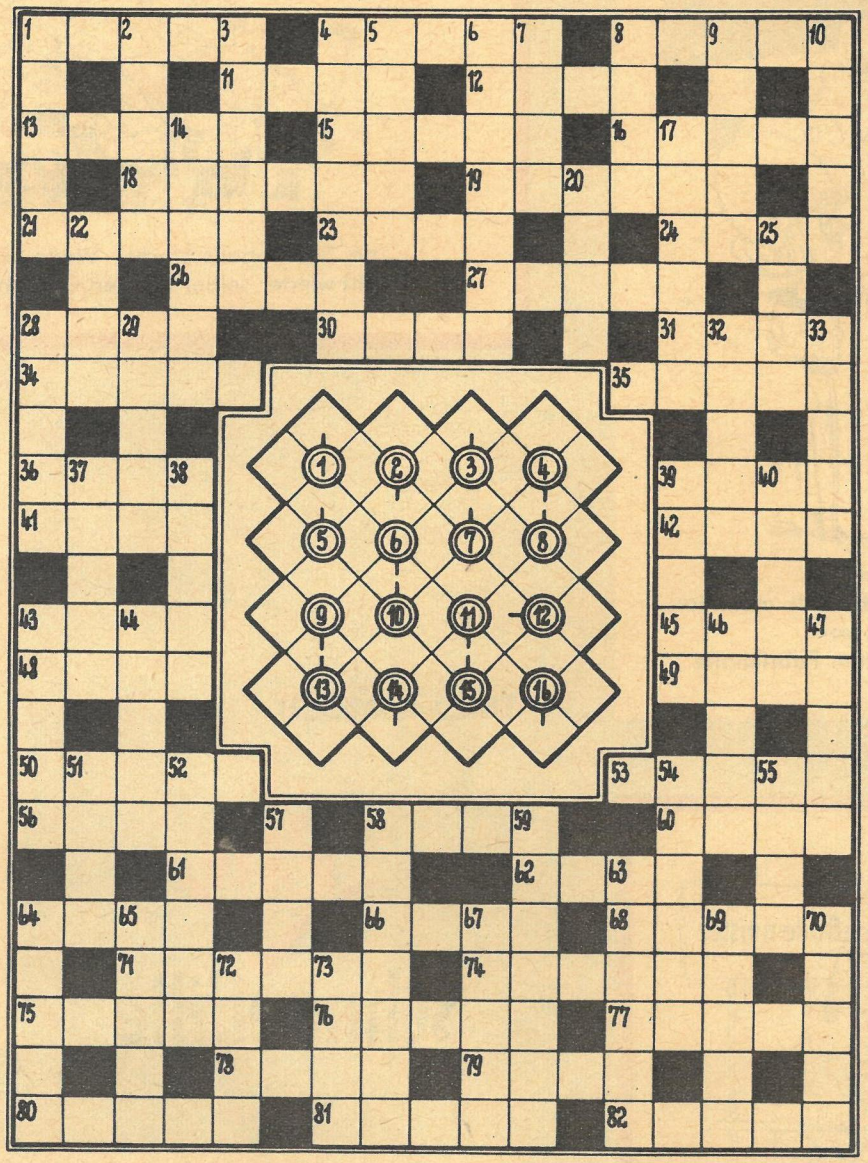
„Und wenn Klaus-Dieter sich nun
die Ohren erfriert, Eberhard?!"

„Eine Fernsehtruhe? Gleich vorn neben der Tür!"

„Soll ich noch ein paar Kohlen
auflegen, Herr Schulz,
oder kriegen Sie heute
wieder Damenbesuch?"

rätsel

Kreuzworträtsel mit Wabenmitte



Waagerecht: 1. Insekt, 4. jugoslawische Währungseinheit, 8. Pferd, 11. Teil des Auges, 12. Ortsbestimmung, 13. Nadelbaum, 15. Soll, Schuld, 16. holländischer Filmregisseur, 18. technische Vorrichtung, 19. Stadt in Niedersachsen, 21. Turnabteilung, 23. Überbleibsel, 24. Edelgas, 26. Gestalt aus „Wallenstein", 27. Drehimpuls, 28. Sportart, 30. Bestandteil des Tees, 31. nordspanische Stadt, 34. Stadt im Banat, 35. Kleidungsstück, 36. Holzblasinstrument, 39. Schmelzwasserablagerung, 41. Pudergrundlage, 42. finnische Stadt, 43. dichterisch: Adler (Mz.), 45. Insektenfresser, 48. Fechthieb, 49. weiblicher Vorname, 50. voll ausgebildetes Insekt, 53. Krümmung, Kurve, 56. Salzlösung, 58. Singstimme, 60. Gestalt aus „Till Eulenspiegel", 61. Wurfgerät, 62. gekünstelte Haltung, 64. Schiffsmann, 66. deutscher Maler († 1911), 68. Frauenname, 71. handgeschöpftes Papier, 74. Blutarmut, 75. Meeresbegrenzung, 76. Strom in Indien, 77. Fanggerät, 78. Nachlaß, 79. Meeresströmung, 80. Lockspeise, 81. niederdeutsch für einjähriges Fohlen, 82. Fluß in Oberitalien.

Senkrecht: 1. Böttcher, 2. Wasserfahrzeug, 3. Absperrvorrichtung, 4. französischer Philosoph und Schriftsteller („Die Nonne"), 5. Nebenfluß der Rhône, 6. Inselkette im Stillen Ozean, 7. Teilbetrag, 8. Sinnesempfindung, 9. Fluß in Mecklenburg, 10. Schwermetall, 14. Gegend, Gebiet, 17. Regelvorrichtung, 20. Aufzug, 22. Göttin der Jugend, 25. musikalisches Kunstwerk, 28. Spitzenkrause, 29. Antennenart, 32. bulgarische Stadt an der Donau, 33. italienische Dichterin († 1945), 37. orientalischer Markt, 38. Hauterkrankung, 39. Arbeitsgruppe, 40. Weizenart, 43. Altarnische, 44. Währungseinheit in Saudiarabien, 46. Saiteninstrument, 47. Stimmung, 51. spanische Schriftstellerin („Doppelter Glanz"), 52. Pferdezuchtbetrieb, 54. deutsche Opern- und Liedersängerin († 1943), 55. altes Längenmaß, 57. Campingzubehör, 58. Förderanlage für Wasser, 59. englischer Dichter († 1599), 63. Nebenfluß der Wolga, 64. Affengattung, 65. Pflanzenauszug, 67. Flaumfeder, 69. Karpatengipfel, 70. Gallertspeise, 72. Destillationsprodukt, 73. Nadelbaum.

Wabenmitte. Die Wörter beginnen im Feld mit dem Pfeil und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:
1. Gefäß zum Färben, 2. deutscher Politiker († 1948), 3. Musizierstil, 4. Landschaftsgarten, 5. Begriff beim Schachspiel, 6. Seezeichen, 7. Gebietsstreifen, 8. Sportart, 9. Qualitätsstufe, 10. chemische Verbindung, 11. Großbehälter, 12. Sportvereinigung, 13. bedeutender Mathematiker († 1855), 14. abgeschrägte Kante, 15. festgesetzter Preis, 16. Geschenk.

Silbenrätsel

barth bel ber bis blu chi chow de de di di dü eis fel feld ge gen ger herz hoff i il kan ke ko kon kraut kuck kus la lan lan le le lo lu ma ma mat men mi mo mu mus na ner nert ni o on pan per por ra re re rich rin rin schko scho se si sol spekt stel stra strier stritt ta te te te ter thorn topf tra tschu ul ver wa we wei wein xi zel zil zin

Es sind dreißig Wörter zu bilden, die jeweils wieder ein kleineres Wort enthalten. Richtig gelöst, ergeben die Anfangsbuchstaben dieser kleinen Wörter einen Ausspruch von Heinrich Mann.

1. Autor des Essays „Die Kunst ist in Gefahr", 2. Autor des Romans „Ochsenkutscher", 3. erste Kosmonautin der Welt, 4. südafrikanische Blattpflanze, 5. Filmregisseur-Ehepaar, 6. sozialistischer Dichter („Rufe in die Nacht"), 7. Autorin des Werkes „Der Teufelskreis", 8. Bilderzeitschrift, 9. Komponist der Oper „Schwanda der Dudelsackpfeifer", 10. sowjetischer Pflanzenzüchter und Biologe, 11. schwedische Stadt, 12. Rundblick, 13. Nachschlagewerk, 14. sowjetische Bildhauerin († 1953), 15. antifaschistischer deutscher Schriftsteller (hingerichtet 1943), 16. das Schielen, 17. edelste Tonware, 18. kleiner Holzkeil, 19. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 20. Rücksicht, Achtung, 21. Tongefäß, 22. Autor der Romantetralogie „Der stille Don", 23. polnischer Arzt und Astronom († 1543), 24. Titelgestalt bei Richard Wagner, 25. Fassung, Lesart, 26. kleine Wiesenstaude, Heilpflanze, 27. Gerade, die eine Kurve schneidet, 28. westdeutscher Schriftsteller („Rußland heute"), 29. Berliner Zeichner und Karikaturist († 1929), 30. blauer Farbstoff.

Rätsellösungen aus Heft 3/67

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Ecke, 4. Ruthene, 8. Mehring, 12. Akut, 15. Ähre, 16. Dia, 17. Ingo, 18. Hefe, 20. Irokese, 23. Kulisse, 26. Abbe, 28. Ode, 29. Äsop, 30. Mangold, 32. Eire, 34. Ren, 35. First, 37. Metis, 39. Eagle, 41. Stand, 43. Ente, 44. Sesam, 45. Gose, 46. Kopra, 48. Ratte, 51. Armee, 54. Enkel, 57. Irre, 58. Korea, 59. Uhu, 61. Halle, 63. Nota, 64. Enno, 65. Marotte, 66. Wien, 67. Teig, 69. Sirup, 72. Ina, 73. Ikone, 76. Sage, 78. Essen, 80. Maras, 82. Knute, 83. Iskar, 84. Topp, 85. Omega, 86. None, 87. Limit, 89. Oskar, 92. Nasen, 95. Kerbe, 98. Emu, 99. Ebro, 101. Lenkung, 104. Meta, 106. Eid, 107. Hose, 109. Othello, 110. Ferrara, 111. Asti, 112. Idar, 113. Rue, 114. Holt, 115. Elke, 116. Dreirad, 117. Rumpler, 118. Test. – Senkrecht: 1. Ekhof, 2. Käfer, 3. Ehe, 4. Reis, 5. Trope, 6. Elemi, 7. Eden, 8. Mako, 9. Hulda, 10. Insel, 11. Gier, 12. Aga, 13. Kobra, 14. Trend, 19. Editor, 21. Romero, 22. Sasse, 24. Ulema, 25. Siegel, 27. Bennet, 29. Ätna, 31. Geschonneck, 33. Esse, 36. Serengeti, 38. Tüte, 40. Gama, 42. Tennessee, 46. Kiste, 47. Preis, 49. Arara, 50. Tampa, 52. Rhein, 53. Eliot, 55. Konak, 56. Lauer, 58. Kos, 59. Uri, 60. Uta, 62. Ewe, 68. Eskimo, 70. Import, 71. Uruk, 74. Kurs, 75. Nenner, 77. Gambit, 79. Note, 81. Sorel, 82. Kanne, 83. Inka, 87. Lehre, 88. Musik, 90. Sohle, 91. Aller, 93. Agram, 94. Email, 96. Reste, 97. Edikt, 100. Bord, 102. Nord, 103. Ufer, 105. Tahr, 108. Ede, 111. Alt.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Patent, 2. Lehre, 4. Manege, 5. Dekade, 7. Karat, 8. Sole, 9. Moneten, 11. Tirade, 13. Neman, 14. Handball. – Senkrecht: 1. Parade, 2. Lehne, 3. Regenerat, 4. Made, 6. Kabale, 7. Kaserne, 8. Sonatine, 9. Mode, 10. Tennisball, 12. Raman.

Auflösungen DING MIT PFIFF (von Willy Moese)

47/66: „Er nimmt ihn auf den Arm."
48/66: „Er schmiert ihm Honig um den Mund."
Je ein Buch gewannen: Frieda Berger, Helbra bei Eisleben; Leni Henze, Schwarze Pumpe; Ulrich Stock, Kagenow Kreis Anklam; Maria Heller, Tilkerode (Südharz); Max Stallmann, Freiberg; Rudolf Altmann, Nordhausen.

zb ZEIT IM BILD

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdner Straße 43 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto DN, Dresden 4/1862 · Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412

Budapester Seiltrick

Die Budapester sind sportbegeistert. Wer es nicht glaubt, schaue sich diese Fotos an. Schon ein einfaches Seil verführt alt und jung zu sportlichen Höchstleistungen. Sehen Sie die Frau dort mit dem Köfferchen? Diese Haltung – sicher war sie früher mal Schulmeisterin im Hochsprung. Na, und die Jugend erst. Klein Julischka schaut zwar etwas skeptisch, aber den Sprung wagt sie trotzdem, hilfreich unterstützt von Mutti. Der erste Versuch von Istvan erweckte allseitiges Interesse, auch wenn es vorerst nur unterm Seil durchgeht. Jeder hat schließlich mal klein angefangen. Immerhin, der Wageninsasse verrät Talent. Übrigens, der Herr mit dem breiten Scheitel sah von vorn so seriös aus, und nun, typische Charlestonhaltung. So ein Schwerenöter. Da ist doch der Strenge mit Brille ein ganz anderer Kerl. Kavalier der alten Schule. Einfach Klasse, wie er seiner Dame herüberhilft, ohne selbst die Übersicht zu verlieren. Ein Budapester behauptete zwar, auf der Tafel stehe, daß das Seil ein Absperrseil sei, aber was dort abgesperrt wurde, konnte der Fotograf nicht ergründen – er traute sich nicht 'rüber.

Fotos: Buschmann; Text: Patermann

URLAUB MIT SONNE UND SCHNEE

AUF DER SPUR UNSERER TAGE

Schneebedeckt, im Sonnenlicht glitzernd der Gipfel des Thüringer Waldes. Der große Inselsberg – eine der reizvollsten Naturschönheiten unserer Heimat, Wanderziel fast jedes Winterurlaubers im Thüringer Land.

Von Jahr zu Jahr genießen mehr Bürger die Romantik eines Winterurlaubs. Allein in den 43 landschaftlich reizvoll gelegenen FDGB-Ferienheimen des Bezirkes Erfurt werden in dieser Wintersaison über 19 000 Urlauber erwartet. 17 500 Plätze standen vor 20 Jahren im gesamten Jahr in der ganzen Republik den FDGB-Urlaubern zur Verfügung. Auf dem Ferienscheck von damals hieß es wörtlich: „Eßbesteck ist mitzubringen. Es empfiehlt sich, nach Möglichkeit eine Glühbirne mitzunehmen."

Heute lachen wir darüber. Genauso wie über die Speisekarte jener Jahre. Das FDGB-Heim „Rosa Luxemburg", Schierke, kündigte beispielsweise am 25. September 1949 zum Frühstück „Schleifmehlsuppe" und zum Abendessen „Graupen mit Birnen" an. Eine solche Speisekarte wird man heute weder in Schierke noch in anderen Ferienorten finden. An der Speisekarte interessiert uns heute nur noch, ob die Ernährung gesund und abwechslungsreich ist. Viel mehr Aufmerksamkeit widmen wir jetzt dem Komfort und der Betreuung in den schmucken Gewerkschaftsheimen. Für ihre „Schönheitskur" wendete der Feriendienst im Bezirk Erfurt seit dem VI. Parteitag 8,7 Millionen MDN auf. In Friedrichroda und Tabarz, in Tambach-Dietharz und Fischbach erhielten mehrere Heime neue, moderne Möbel, zusätzliche Bettkapazitäten und – wie es zum Urlaub gehört – ein farbenfrohes Gewand. Skier und Schlitten braucht heutzutage der Winterurlauber selbstverständlich nicht mit auf die Reise zu nehmen. In den elf FDGB-eigenen Ausleihstationen des Bezirkes Erfurt stehen nahezu 2000 Paar Skier und über 500 Rodelschlitten bereit. Und wer noch etwas unsicher auf den Bretteln steht, der kann bei den 52 Thüringer FDGB-Skilehrern in die Schule gehen. Skiwanderungen, Baudenabende oder der beliebte Skifasching sorgen im Winterurlaub überall zusätzlich für Abwechslung und Vergnügen.

14 = 28 ist keine Zauberformel, sondern Wertmesser eines Winterurlaubs. Ärzte sind der Ansicht, daß 14 Tage Urlaub im Winter einem vierwöchigen Sommerurlaub gleichzusetzen sind. Ein Winterurlaub hat also nicht nur seine Reize und Attraktivität, sondern sogar mancherlei Vorteile – besonders rings um den romantischen Inselsberg im Thüringer Winterwald.

Text: Jochen Thiele / Foto: Gerhard Hammer